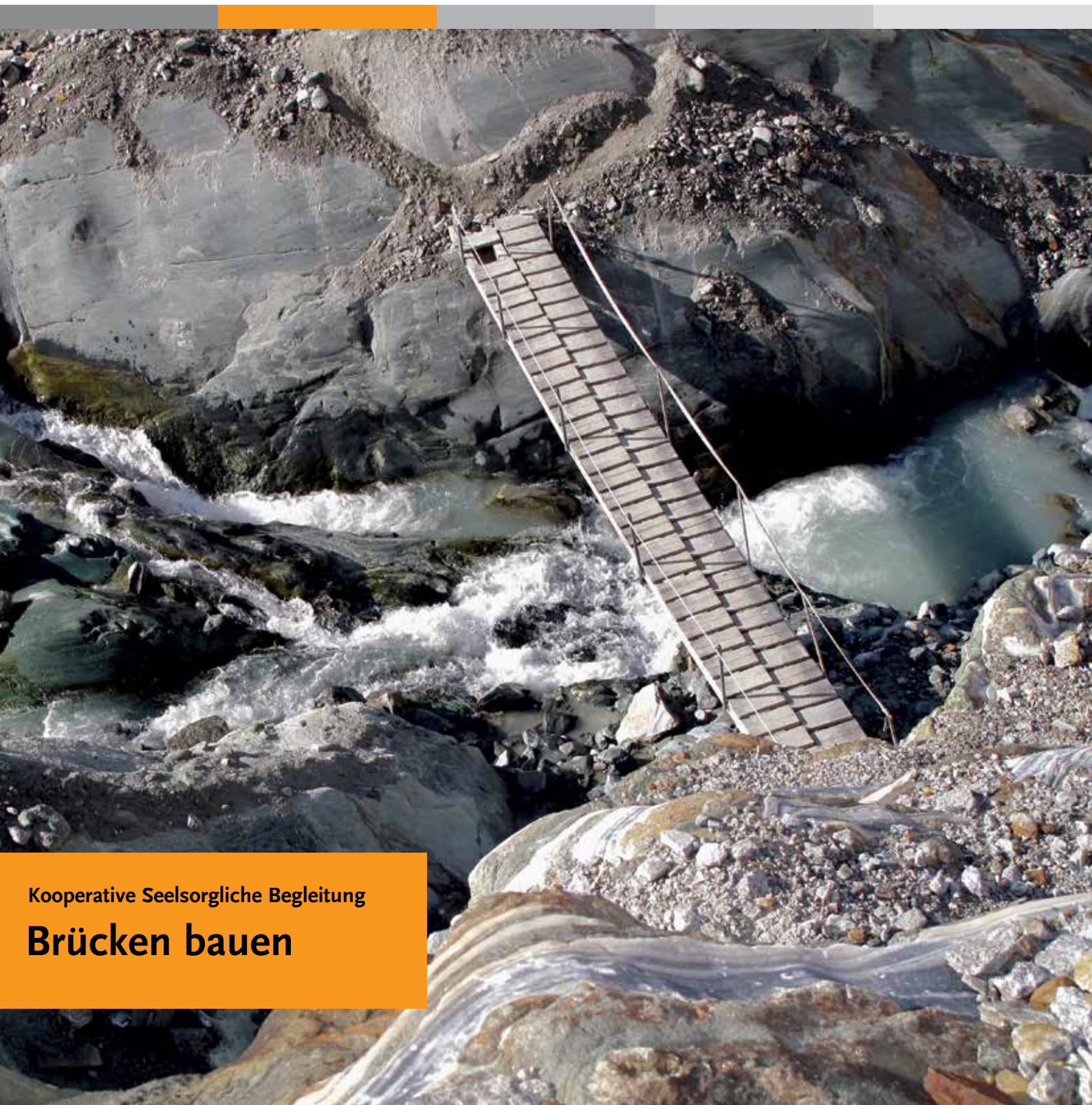




Unsere

Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge
im Bischöflichen Generalvikariat Münster



Kooperative Seelsorgliche Begleitung

Brücken bauen

- | | |
|---|--|
| <p>4 Kooperative Seelsorgliche Begleitung
Randnotiz oder Zukunftsmodell?</p> <p>6 Seelsorge mit Zukunft
Erfahrungen aus der Qualifizierungspraxis von Ehrenamtlichen</p> <p>10 Ehrenamtlich für die Seele sorgen
Engagementkultur entwickeln</p> <p>12 Seelsorge im Altenheim 2020
Wie Visionen zur Realität werden</p> <p>13 Geschenkte Momente
Aufsuchende Seelsorge in der Altenhilfe</p> <p>14 Lebensbegleitung bis zum Schluss
Sterbebegleitung im Marienheim in Wettringen</p> <p>16 „Bleiben Sie doch!“
Die Emmaus-Erzählung als Modell seelsorglicher Begleitung</p> <p>20 Ein riesiges dunkles Loch
Grenz-Erfahrungen erfordern selbst gesetzte Grenzen</p> <p>22 Einblicke in die Praxis
Aus Abschlussarbeiten zum Kurs
„Kranke Menschen seelsorglich begleiten“</p> | <p>25 Inklusive Sternstunden
Vernetzung von Gemeinde und kirchlicher Einrichtung in einer Pfarrei</p> <p>26 Emmaus-Erfahrung
Spiritualität in der seelsorglichen Begleitung</p> <p>28 Nicht mehr allein (zuständig)
Seelsorgliche Zusammenarbeit im Krankenhaus</p> <p>30 Gemeinsam unterwegs
Kooperative Seelsorgliche Begleitung im St.-Franziskus-Hospital in Münster</p> <p>32 Stärken und Grenzen
Gespräch mit Kursleitungen von Angeboten zur seelsorglichen Begleitung</p> <p>34 Seelsorge und Charismen
Pastoraltheologischer Kommentar zu den Praxisberichten</p> <p>38 „Begreift Ihr, was ich an euch getan habe?“ (Joh 13, 12)
Pastoraltheologischer Kommentar zu den Praxisberichten</p> <p>41 „Weil jemand mich hört“
Ehrenamtliche seelsorgliche Begleitung</p> <p>46 Medien und Internet</p> |
|---|--|

Impressum **Unsere Seelsorge**

www.unsere-seelsorge.de

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster erscheint vierteljährlich und erreicht alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarrgemeinderäte, die Bildungseinrichtungen und die Katholischen Öffentlichen Büchereien im Bistum Münster.

Herausgeber und Verleger Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Pater Manfred Kollig SSCC **Redaktion** Donatus Beisenkötter, Georg Garz

Redaktionsbeirat Johannes Bernard, Dominik Blum, Michael Seppendorf

Konzeption Martin Merkens, Mechtilde Heßling, Hildegard Weiß, Donatus Beisenkötter

Layout und Satz kampanile | MEDIENAGENTUR im dialogverlag | www.kampanile.de

Druck Druckerei Joh. Burlage, Münster | www.burlage.de

Redaktionssekretariat Heidrun Rillmann, Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Domplatz 27, 48143 Münster, Telefon 0251 495-1181, redaktion@unsere-seelsorge.de

Titelbild bergeistoo7 (pixelio.de) **Fotos** cassandra, raperonzolo, jock+scott, sajola, EgoWeb, analice, dioxin, eritropel, Livepiccs.de, time., läns, (alle photocase.com), Unterwegs nach Emmaus, Jannette Brooks Gerloff (S. 26)

Einzelbezugspreis 3,50 Euro **Jahresabonnement** 12 Euro

ZKZ 74165 ISSN 1863-7140

ClimatePartner
klimanutral

Druck | ID: 11415-1402-1001

Der Ausgleich der Treibhausgasemissionen erfolgte durch die Unterstützung anerkannter Klimaschutzprojekte. Wir unterstützen mit diesem Druck ein Klimaschutzprojekt im brasilianischen Staat Ceará. Das Projekt umfasst fünf Keramikproduktionsstätten, die nachhaltig produzierte, erneuerbare Biomasse zur Befuerung nutzen.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



mit dieser Ausgabe von **Unsere Seelsorge** laden wir zum Dialog über die Frage ein: Wie kann lebensnahe Seelsorge in kirchlichen

Einrichtungen der Behinderten-, Kranken- und Altenhilfe unter den aktuellen Bedingungen ermöglicht werden?

Das heißt: Wie können wir sicher stellen, dass Menschen mit Behinderungen sowie kranke und alte Menschen erfahren, dass sie nicht von Gott und dessen Kirche verlassen sind? Wie können wir als Kirche unserer Sendung nachkommen, dass wir für Menschen in diesen Einrichtungen Sakrament sind, das heißt spürbare und reale Zeichen der Liebe Gottes? Wie können wir Menschen, die meist nicht an den Schaltstellen der Kirche und der Politik wirken und eher aus dem Blick geraten, erinnern, dass Gottes Jawort zu ihnen auch ihre Behinderung, ihre Krankheit und ihr Alter umfasst? Wie können wir sie darin stärken, dass Gottes Freundschaft mit ihnen zu ihrem Wesen gehört und auch dann besteht, wenn sie an sich, an ihrer Mitwelt und ihrer Zukunft zweifeln?

Die Beiträge bearbeiten die Herausforderungen, die sich aus unterschiedlichen Gründen stellen: Einerseits fehlen professionelle Seelsorgerinnen und Seelsorger. Andererseits mangelt es vielen Menschen, die in diesen Einrichtungen arbeiten, an konfessioneller Bindung oder an der Fähigkeit, die christliche Botschaft in das alltägliche Leben zu

übersetzen. Hinzu kommt, dass auch die Betroffenen selbst oft nicht in eine alltagstaugliche Religiosität hineingewachsen sind.

Es werden Lösungen vorgeschlagen, die auf Erfahrungen beruhen. Es wird berichtet, inwieweit die eigene Biografie derer hilfreich ist, die freiwillig oder nebenamtlich in solchen Einrichtungen als seelsorgliche Begleiterinnen und Begleiter wirken. Pflegerinnen und Pfleger, die für seelsorgliche Begleitung ausgebildet wurden, beschreiben, wie sie aufgrund dieser Fortbildung nun auch ihren pflegerischen Dienst stärker aus dem Geist des Evangeliums gestalten. Es werden Notwendigkeiten aufgezeigt und Forderungen aufgestellt, Perspektiven und offene Fragen formuliert. Insgesamt machen die Beiträge deutlich, dass durch die Ausbildung von seelsorglichen Begleiterinnen und Begleitern die Kommunikation über die Bedeutung der christlichen Botschaft für das berufliche Handeln gefördert wird.

Nicht verschwiegen werden die Konflikte, die entstehen, wo die Rollen der hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger und die der freiwilligen oder nebenamtlichen seelsorglichen Begleiterinnen und Begleiter nicht geklärt sind. Die Auseinandersetzung mit diesen Konflikten in kirchlichen Einrichtungen der Behinderten-, Kranken- und Altenhilfe kann helfen, diese auch in anderen pastoralen Feldern auftretende Spannung zu reflektieren und zu lösen. Wo über

Amt und Charisma, Theologiestudium und andere Formen theologischer und religiöser Bildung, über Hauptamtlichkeit und Freiwilligkeit weniger unter der Perspektive „Konkurrenz“ nachgedacht und diskutiert wird; wo stattdessen die je eigene Qualität und Chance gesehen, anerkannt und wechselseitig zugesagt wird; wo Gaben und Ressourcen zusammengelegt und als Möglichkeiten gesehen werden, den kirchlichen Auftrag zu erfüllen, dort sind wir auf einem guten Weg.

Gott schenkt der Kirche auch heute viele Menschen mit zahlreichen Gaben, um ihn in Wort und Tat zu verkünden. Dass die Lektüre in diesem gläubigen Vertrauen Stärke und ermutigt, nicht nur in den kirchlichen Einrichtungen der Behinderten-, Kranken- und Altenhilfe die Charismen aller Getauften zu entdecken und zu fördern, wünscht Ihnen

Ihr



Pater Manfred Kollig SSCC
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Hauptabteilung Seelsorge

Kooperative Seelsorgliche Begleitung

Randnotiz oder Zukunftsmodell?

Die kirchliche Öffentlichkeit im Bistum Münster bewegt seit langem die Frage, unter welchen pastoralen Vorzeichen und in welchen pastoralen Strukturen sich die nachvolkshkirchliche Gestalt der kirchlichen Ortsgemeinden entwickeln kann und entwickeln soll. Die vielfach diskutierten Krisenphänomene und ihre gesellschaftlichen und kirchlichen Ursachen¹ haben die lebensnahe alltägliche Seelsorge in den Gemeinden in einen tiefgreifenden Transformationsprozess gezwungen.

Die Bemühungen um konstruktive Lösungen haben sich in den vergangenen Jahren notwendigerweise darauf konzentriert, vorrangig die territoriale Pastoral zukunftstauglich zu gestalten. Dieselben veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen haben aber, im Windschatten dieser Auseinandersetzungen, in einigen kategorialen Seelsorgefeldern, wie etwa in den kirchlich getragenen Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens, bereits so tiefgreifende Spuren hinterlassen, dass sich die Frage stellt, ob die Seelsorge in diesen Feldern noch einen qualitativ angemessenen Beitrag zur Sicherstellung einer kirchlichen Identität liefern kann. Wie gestaltet sich jetzt und in Zukunft die Seelsorge für behinderte, kranke und alte Menschen? Die nüchterne Bestandsaufnahme führt zu ernüchternden Ergebnissen: Das seelsorgliche Angebot in den kirchlich getragenen Einrichtungen der Behinderten- und Altenhilfe sowie in den Krankenhäusern droht aufgrund eines vierfachen Mangels zu kollabieren: „einem Mangel an professioneller Seelsorge, einem Mangel an konfessionell gebundenen oder christlich motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Einrichtungen (...), an einem Mangel an interessierten Adressatinnen und Adressaten sowie nicht zuletzt an einem Mangel an christlich motiviertem ehrenamtlichen Engagement im Umfeld der Einrichtungen.“²

Dabei stellen sich die Situation und die Reaktion der jeweiligen Einrichtungen sehr unterschiedlich dar. In allen drei Bereichen haben die unmittelbar Beteiligten längst erkannt, wie prekär die weitere Entwicklung verlaufen könnte, wenn nicht gehandelt wird.

- In der Behindertenhilfe haben bereits einige Einrichtungen auf die ausbleibende Zuweisung professioneller pastoraler Mitarbeiter durch das Bistum reagiert, indem sie selbst theologisch ausgebildete Mitarbeiter gesucht, ohne Rückbindung an die Pastoral des Bistums aus eigenen Mitteln finanziert, angestellt und mit der Verantwortung für die Seelsorge in der Einrichtung und eine seelsorgliche Kultur des Hauses beauftragt haben.
- Auch die Altenhilfeeinrichtungen sind im pastoralen Stellenplan des Bistums nicht vorgesehen. Vereinzelt gibt es zwar Seelsorger im Altenheim, in der Regel sind die Einrichtungen aber den örtlichen Pfarreien und den dort tätigen pastoralen Mitarbeitern zugeordnet, die sich aufgrund ihrer Gesamtbelastung oft genug auf eine basale sakramentale Versorgung beschränken.
- Die Krankenhausseelsorge ist dagegen zur Zeit noch fest in hauptberuflichen pastoralen Händen, wenngleich besonders die katholischen Krankenhäuser intensiv um ihr kirchliches Profil unter veränderten Rahmenbedingungen

ringen und die Menge der identifizierten Aufgabenstellungen die Menge der zur Verfügung stehenden Seelsorger weit übertrifft.³

Um der in diesen Beschreibungen angedeuteten Professionalisierungsfalle zu entgehen, wurden in den letzten Jahren Wege gesucht, die Seelsorge in den Einrichtungen, genauer: den aktiven Zuspruch der Liebe Gottes an alte Menschen, an Menschen, die durch eine Behinderung beeinträchtigt sind, an Kranke, Sterbende, Verzweifelte als ureigenen Auftrag jedes einzelnen Glaubenden, vor allem aber als existenzbegründenden Auftrag des gesamten Volkes Gottes zu verstehen und dies zur Grundlage eines konkreten Handlungsmodells zu machen. Für die seelsorgliche Kultur eines Hauses sind unter dieser Prämisse alle Beteiligten in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichen Rollen verantwortlich: von der Verwaltungsleitung bis zum einzelnen Mitarbeiter, vom zuständigen hauptberuflichen Seelsorger bis zu denjenigen, die bereit sind, sich um ihres Glaubens willen freiwillig und ehrenamtlich für andere Menschen einzusetzen.

Auf diesem Ansatz einer „Kooperativen Seelsorglichen Begleitung“ beruhte im ersten Schritt die Entwicklung des Pilotprojektes zur Ausbildung und Begleitung teilfreigestellter seelsorglicher

Begleiter im Bereich der Behindertenhilfe. Mit Anlaufschwierigkeiten, vor allem durch die vorausgesetzten Teilfreistellungen der pfliegerischen oder pädagogischen Fachkräfte für seelsorgerische Aufgaben, konnte 2009 der erste Kurs „Brücken bauen über Grenzen – Ausbildung für Begleiter in der Seelsorge für Menschen mit Behinderungen“ beginnen. Ein ähnliches Angebot entstand zeitnah in Kooperation des Referates Seniorenseelsorge und der Wasserburg Rindern unter dem Titel „Auch die Seele braucht ein Zuhause“ für Ehrenamtliche in der Altenheimseelsorge. 2011 startete schließlich in Kooperation mit der St.-Franziskus-Stiftung Münster der Kurs „Kranke Menschen seelsorglich begleiten“ als Ausbildung für Ehrenamtliche

Gleichwohl stehen nun nach sechs Jahren des Experimentierens Entscheidungen an.

Ist dieses Modell einer „Kooperativen Seelsorglichen Begleitung durch Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche“, mit dem sich diese Ausgabe von **Unsere Seelsorge** auseinandersetzt, nicht mehr als eine interessante Randnotiz im übergreifenden kirchlichen Transformationsprozess oder ist sie ein von allen Beteiligten favorisierter und entsprechend unterstützter Weg, um „im Vertrauen auf die allen Getauften von Gott geschenkte Gnade die Entwicklung der Kirche vor Ort in den Sozial- und Lebensräumen der Menschen“⁴ zu fördern?

Die Verantwortung für die anstehenden Entscheidungen kann nicht einseitig verteilt oder zugeschoben werden. Beteiligt sind, und schon das ist von exemplarischer Bedeutung für zukünftige pastorale Entwicklungen, alle, denen an einer zeitgemäßen Verkündigung des Evangeliums „in den Lebens- und Sozialräumen der Menschen“ (PP, 27) gelegen ist und die im „Vertrauen auf alle Getauften und deren Geistesgaben (...) die gemeinsame Sendung“ annehmen, „in dieser Welt das Wirken Gottes zu entdecken und den Glauben an den dreieinigem Gott vor Ort zu bezeugen.“ (PP, 27)

» Um eine nachhaltige pastorale Wirkung entfalten zu können, bedarf es eines mutigen Konsenses und einer Bündelung der Ressourcen.

in der Krankenhausseelsorge. Inzwischen haben mehr als 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer Ausbildungskurse absolviert. Viele von ihnen sind inzwischen in Altenheimen, Einrichtungen der Behindertenhilfe oder in Krankenhäusern ehrenamtlich oder mit einer Teilfreistellung seelsorglich tätig. In den beteiligten Einrichtungen hat sich durchgängig eine neue seelsorgliche Zusammenarbeit zwischen haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/-innen entwickelt. In gleicher Weise ist die Zusammenarbeit zwischen den zuständigen Stellen beim Diözesancharitasverband und der Hauptabteilung Seelsorge Schritt für Schritt gewachsen.

Das Ausbildungsformat für neben- und ehrenamtliche seelsorgliche Begleiterinnen und Begleiter in Einrichtungen ist ausgereift, in der Praxis erfolgreich erprobt und darüber hinaus in einer wissenschaftlichen Begleituntersuchung durch objektivierbare Erkenntnisse als gangbarer Weg untermauert.⁵ Um aber eine nachhaltige pastorale Wirkung entfalten zu können, bedarf es eines mutigen Konsenses und einer Bündelung der Ressourcen, um sicherzustellen, dass es um ein neues Verständnis und eine neue Realisationsform der kirchlichen Sendung im Horizont eines weitgehend säkularisierten und individualisierten gesellschaftlichen Umfeldes geht.

1 Vgl. Pastoralplan für das Bistum Münster (PP), Teil A.

2 Beisenkötter, D., Kooperative Seelsorgliche Begleitung, in: *Unsere Seelsorge*, Wohin nach der Volkskirche, März 2011.

3 Vgl. Fischer, M., Das konfessionelle Krankenhaus. Gestaltung und Begründung aus theologischer und unternehmerischer Perspektive; ders., Barmherzigkeit provoziert. Vom heilenden Dienst zum kirchlichen

Dienstleistungsunternehmen; Heller, A., Kultur der Krankenhausseelsorge und der Transformationsprozess von Kirche, in: Maria Elisabeth Aigner u.a. (Hrsg.): *Räume des Aufatmens. Pastoralpsychologie im Risiko der Anerkennung*, Wien 2010, 310-318.

4 PP, Grundanliegen, 31 und ausdrücklich: Option für eine dienende Kirche, Ziel Nr. 2, 39

5 Fischer, M., Ehrenamtliche in der Krankenhausseelsorge, Lambertus-Verlag 2014.



Donatus Beisenkötter
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Abteilung Allgemeine Seelsorge und Gemeindeentwicklung
beisenkoetter@bistum-muenster.de



Martin Merkens
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Hauptabteilung Seelsorge
Referat Seelsorge für Menschen mit Behinderungen
merkens@bistum-muenster.de



Seelsorge mit Zukunft

Erfahrungen aus der Qualifizierungspraxis von Ehrenamtlichen

„Es gehört zu den Grunderfahrungen in Krisenlagen, dass sich in der Krise immer auch neue Handlungsoptionen anbahnen. Gefragt sind dann Mut und die Fähigkeit, sich auf das Neuartige und zum Teil Unbekannte einzulassen, um die durchaus bestehenden Chancen zu nutzen.“ Mit diesem Fazit fasst Dr. Boris Krause, theologischer Referent im Caritasverband für die Diözese Münster, seine Erfahrungen in der Kursleitung der Ausbildung für ehrenamtliche seelsorgliche Begleiter in Altenhilfeeinrichtungen, „Auch die Seele braucht ein Zuhause“, zusammen.

Vor allem drei große Prozesse stellen für die Sicherung der Seelsorge in den karitativen Einrichtungen und Diensten der Bistümer aktuell enorme Herausforderungen dar:

- Dienste und Einrichtungen der Gesundheitshilfe (Krankenhäuser, Alten- und Behindertenhilfe) geraten aufgrund verschärfter ökonomischer Rahmenbedingungen zunehmend unter Effizienzdruck. Für die in den Einrichtungen tätigen Menschen bleibt dadurch immer weniger Zeit für „Unterbrechungen“ des eng getakteten Organisationsalltags, etwa für das fürsorgliche Gespräch oder die Pflege von Ritualen.
- Der demografische Wandel sorgt in der „alternden“ Gesellschaft für einen erhöhten Versorgungs- und Betreuungsbedarf von Menschen, nicht nur in physischer, sondern auch psychischer und seelsorglicher Hinsicht. Die Zahl der Fachkräfte, in diesem Fall zunächst der Priester und Ordensleute, hat sich allerdings im Bistum Münster seit den 1990er Jahren nahezu halbiert und wird durch die leicht gestiegene Zahl der in der Seelsorge tätigen Pastoralreferent/-innen nur begrenzt aufgefangen.
- Diese Personalentwicklung ist zum großen Teil ein Effekt der massiven Traditionsbrüche des Kirchlichen und Christlichen nicht nur im Münsterland, sondern in Deutschland und darüber hinaus. Der damit verbundene Rückgang des hauptamtlichen Nachwuchses im Bereich der Seelsorge schafft alles andere als günstige Bedingungen für das Gedeihen von Seelsorgekulturen in den Einrichtungen der Caritas.

Insgesamt ist absehbar, dass die klassische Form der Seelsorge in Zukunft nicht mehr ohne weiteres aufrecht zu erhalten sein wird, denn die genannten Trends werden aller Voraussicht nach anhalten und sich möglicherweise noch verschärfen.

Freiwilligenengagement im neuen Diözesanpastoralplan

Zu den aktuell aus seelsorglicher Sicht vielversprechenden Perspektiven gehört

allen voran die neue Bewertung des Ehrenamtes und Freiwilligenengagements. Der demografische Wandel bringt nicht nur neue Versorgungs- und Betreuungsbedürfnisse mit sich, sondern zugleich eine nicht zu unterschätzende Zahl von Menschen, die den erwerbsbiografischen Lebensabschnitt hinter sich haben, sich neu auf die Suche nach einem sinnorientierten Engagement begeben und die in der Seelsorge einen wichtigen Dienst am Menschen erkennen. Eine Reihe von Bistümern hat sich seit geraumer Zeit auf

» Der Ausbildungsgang hat Eindrücke hinterlassen, die sich für die zukunftsorientierte Steuerung des Gesamtprozesses pastoraler Entwicklung als gewinnbringend erweisen dürften.

den Weg gemacht, neue Konzepte der Seelsorge und der seelsorglichen Mitwirkung zu entwickeln, mit deren Hilfe es möglich werden soll, den seelsorglichen Bedarfslagen gerecht zu werden.

Auch das Bistum Münster hat dem ehrenamtlichen Engagement im Gesamtprozess seiner pastoralen Entwicklung einen zentralen Platz zugewiesen. Im 2013 veröffentlichten Pastoralplan für das Bistum Münster wird dieses Engagement als ein wichtiges Entwicklungsfeld identifiziert. Gleich die erste der vier großen Handlungsoptionen der pastoralen Gestaltung im Pastoralplan, die „Option für das Aufsuchen und Fördern der Charismen aller“, sieht als eine unverzichtbare Aufgabe die „systematische Förderung des Ehrenamtes“ vor. Damit ist der richtige und zukunftsweisende Akzent gesetzt und die sich unweigerlich anschließende und letztlich alle entscheidende Frage in den Blick genommen: „Wie bilden wir die Interessierten aus?“

Das Qualifizierungskonzept für ehrenamtliche seelsorgliche Begleitung

Da der Pastoralplan als pastorale „Grundorientierung“ nur skizzenhaft bleiben kann, müssen die konkreten Antworten auf die aufgeworfene Frage zur Gestaltung der Ausbildung engagierter Personen, insbesondere für die Seelsorge, woanders gesucht werden. Im Kern liegen

einige mögliche Antworten in der sich jüngst etablierenden Qualifizierungspraxis in der Diözese aber bereits vor. Beispielhaft ist etwa die Ausbildung ehrenamtlicher seelsorglicher Begleiter/-innen für katholische Einrichtungen der Altenhilfe. Diese Qualifizierung ist ein wichtiger Ertrag der Kooperation der Hauptabteilung Seelsorge des Bischöflichen Generalvikariates und des Caritasverbandes für die Diözese Münster e.V.. Bereits zum dritten Mal wurde die Ausbildung mit dem Titel

„Auch die Seele braucht ein Zuhause“ in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Bildungszentrum „Wasserburg Rindern“ durchgeführt, zuletzt von November 2012 bis Juni 2013. Der kürzlich beendete Ausbildungsgang hat vielversprechende Eindrücke und Erfahrungen hinterlassen, die sich für die zukunftsorientierte Steuerung des Gesamtprozesses pastoraler Entwicklung im Bistum als gewinnbringend erweisen dürften.

Zwischen vier dreitägigen Modulen mit wechselnden Schwerpunkten (Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben, mit psychischen und sozialen Bedingungen von Alterungsprozessen, mit seelsorglicher Gesprächsführung, mit der Gestaltung liturgischer Elemente) finden Treffen der Teilnehmenden im Rahmen der zu Beginn der Ausbildung zu gründenden Lernpartnerschaften statt. Diese dienen zur Reflexion der absolvierten sowie der Vorbereitung der jeweils noch anstehenden Lernmodule, unter anderem der verschiedenen liturgischen Einheiten wie Frühschichten, Wortgottesdienste, thematische Impulse, Gebete. Neben den thematischen Kursmodulen gehören begleitete Praxiseinsätze in Einrichtungen der Altenhilfe zur Ausbildung, die in den Kursabschnitten reflektiert werden. Die Teilnehmenden haben darüber hinaus das Angebot zu persönlicher Supervision sowie zur Teilnahme an Fortbildungen, zu der

auch die Absolvent/-innen aller anderen bisherigen Ausbildungsgänge eingeladen sind.

Die teilnehmenden Menschen

Der erste Kontakt der elf interessierten Teilnehmer/-innen des letzten Ausbildungsganges – darunter zehn Frauen – auf der einführenden Informationsveranstaltung hat bei allen die Entscheidung zur Teilnahme bestärkt. Einige Teilnehmer/-innen waren bereits zuvor informell in der seelsorglichen Beglei-

» Spürbar wurde über den gesamten Ausbildungsgang auch ein deutlicher Zugewinn an fachlicher Kompetenz.



tung aktiv, verfolgten mit der Qualifizierung jedoch das Anliegen, neben praktischen Anregungen einen Kompetenzzuwachs und dadurch mehr Sicherheit in der seelsorglichen Begegnung mit älteren, zum Teil stark pflegebedürftigen Menschen zu gewinnen. Von den Teilnehmer/-innen befanden sich neun im nachberuflichen Lebensabschnitt, während zwei Teilnehmerinnen hauptberuflich in der Altenhilfe tätig waren. Eine Teilnehmerin gehörte der evangelischen Kirche an.

Eines der markanten Merkmale der Ausbildung „Auch die Seele braucht ein Zuhause“ ist es, dass die unterschiedlichen Biografien, Lebenslagen, die unterschiedlichen Generationszugehörigkeiten und Glaubensvorstellungen der Teilnehmer/-innen innerhalb eines für alle intensiven Entwicklungsprozesses Raum finden. Das gemeinsame Lernen in wertschätzender und vertraulicher Atmosphäre machte es möglich, auch persönliche Brüche zur Sprache zu bringen und zu reflektieren. Spürbar wurde über den gesamten Ausbildungsgang aber nicht nur der persönliche und

gruppensdynamische Entwicklungsprozess, sondern auch ein deutlicher Zugewinn an fachlicher Kompetenz. Für das praktische Engagement ist dieser Kompetenzzuwachs zentral, insofern der Einrichtungsalltag oftmals mit herausfordernden Situationenaufwartet, etwa in der Begegnung mit depressiven Bewohner/-innen. Anhand konkreter Fallbeispiele aus der Praxis der Teilnehmenden wurden Handlungs- und Kommunikationsstrategien eingeübt, die den Beteiligten Sicherheit verleihen konnten. Gleiches gilt für die Gestaltung von liturgischen Elementen, bei der alle Teilnehmer/-innen innerhalb des halben Ausbildungsjahres spürbar an Routine gewannen und mehr und mehr an Kreativität entfalten konnten.

Insgesamt schlug sich im letzten Ausbildungsgang somit das deutlich nieder, was der Pastoralplan als „bewusste“ Gestaltung der „Formen des Ehrenamtes ... im Sinne einer persönlichen Weiterentwicklung“ anvisiert. Neben dem Gefühl, bei den mehrtätigen Modulveranstaltungen in der Wasserburg Rindern eine besondere Zeit erlebt zu haben, haben die Teilnehmenden jedes Mal vielfältige Impulse und Eindrücke mitgenommen. „Mit einem nun weiteren Blickfeld und einem gefüllten Rucksack mit neuen Einsichten, Werkzeugen und neuer spiritueller Nahrung begleite ich die mir anvertrauten Menschen ein Stück auf ihrem (Lebens-)Weg“, fasste eine der Teilnehmerinnen während des Abschlusskolloquiums der Ausbildung zusammen.

Ein Blick nach vorn

Der Dienst der seelsorglichen Begleitung, die vertrauensvolle Begegnung mit Menschen, die sich meist an existenziell wichtigen Wegmarken des Lebens befinden, ist eine Aufgabe mit hohem

Verantwortungsgrad: Zum Aufsuchen und Fördern des Charismas eines jeden, der sich seelsorglich-helfend engagieren möchte, gehört es, dass nicht jeder zur seelsorglichen Begleitung Bereitwillige auch in gleicher Weise über die Eignung verfügt, in Grenzsituationen zur rechten Zeit das richtige Wort im richtigen Ton zu finden. Ein besonderer Vorzug der Ausbildung zur ehrenamtlichen seelsorglichen Begleitung im Bistum Münster ist es, dass die zum Teil sehr intensiven Einheiten der persönlichen Selbstreflexion es mit sich bringen, dass die Absolvent/-innen an verschiedenen Stellen zwangsläufig auf die Frage stoßen, ob der Dienst der seelsorglichen Begleitung für sie der richtige Dienst ist. Auch die angebotenen Einzelsupervisionen erweisen sich als zusätzliches und probates Mittel, die persönliche Eignung zu bedenken.

Insgesamt betrachtet lässt sich sagen, dass die Ausbildung zur ehrenamtlichen Seelsorge bereits erste Früchte trägt, insofern aus ihr inzwischen beachtliche 40 Absolvent/-innen hervorgegangen sind, die in der Praxis seelsorglichen Dienst tun. Die Qualifizierung lässt sich somit als eine wichtige kirchliche Antwort auf die Zukunftsfrage der Seelsorge angesichts des gesellschaftlichen Wandels erachten. Gleichwohl ist das Konzept nach den ersten Ausbildungsgängen noch immer in der Phase der Erprobung und wird gewiss noch das ein oder andere „Feintuning“ erleben. Die wissenschaftliche Auswertung der ersten Evaluationen werden dazu wichtige Hinweise geben.

Darüber hinaus sind für die Entwicklung und Festigung von Strukturen einer ehrenamtlichen Seelsorge im Bistum Münster noch einige Schritte zu gehen. Zu ihnen gehört etwa – das

ist eine grundsätzliche gesellschaftliche Herausforderung – die Verbesserung der Ehrenamtskoordination: die Etablierung eines professionalisierten, auf die

» Zur pastoralen Strukturbildung gehört auch das reibungslose Zusammenwirken von Pfarrei und karitativer Einrichtung.

heutigen Solidarformen abgestimmten Freiwilligenmanagements, das eine differenzierte Auswahl und individuelle Zuweisung und Begleitung von Engagierten ermöglicht. Zur pastoralen Strukturbildung gehört im Kontext der Förderung ehrenamtlicher seelsorglicher Begleitung insbesondere auch das reibungslose Zusammenwirken von Pfarrei und karitativer Einrichtung, etwa durch regelmäßige Verständigung, durch die klare Gestaltung und Festlegung der Beauftragungsmodalitäten und der kontinuierlichen Begleitung durch hauptamtliche Seelsorger. Neben Strukturbildungsmaßnahmen gehört zu den Herausforderungen vor Ort in den Pfarreien aber vor allem das verantwortungsvolle Werben um Kandidat/-innen für die seelsorgliche Begleitung, die ein wichtiger und zu würdigender kirchlicher Dienst ist, und dies nicht nur, weil er zukünftig noch mehr an Bedeutung gewinnen wird.

Für die Sicherung der ehrenamtlichen Seelsorge ist die Pastoral damit in zwei Richtungen verwiesen. Neben der Entwicklung eingespielter Mechanismen in struktureller Hinsicht geht es um die Förderung der motivationalen Ressourcen sich engagierender Menschen. Und in erster Linie geht es eben um diese Menschen selbst: Mit ihren „unterschiedlichen Begabungen“ erweisen sie sich als „Schatz der Kirche“ (DPP, 43).



Dr. Boris Krause

Theologischer Referent
Caritasverband für die Diözese Münster e.V.
krause@bistum-muenster.de

Ehrenamtlich für die Seele sorgen

Engagementkultur entwickeln

Gemeinschaften und Institutionen, in denen Seelsorge gelebt, erfahren und gefeiert wird, sind Orte, die sozioethische Fragen nach dem guten Leben lebendig halten: „Wie wollen wir zusammen leben?“ „Wie können wir das Gemeinwohl stärken und für mehr soziale Gerechtigkeit sorgen?“ „Welche Haltungen bestimmen unser Handeln?“ und „Welche Werte sind zukunftsfähig und enkeltauglich?“

Ehrenamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger setzen sich mit diesen Fragen im Rahmen ihrer Ausbildung auseinander und bringen ihre Antworten in ihre Tätigkeit ein. Mitten im Alltagsleben von Einrichtungen der katholischen Altenhilfe sind Menschen als freie, verantwortungsbewusste und selbstbestimmte Bürger präsent. Sie lassen sich ein auf die umfassenden, psychosozialen und spirituellen Bedürfnisse ihrer Mitmenschen. In mitmenschlicher Solidarität lassen sie sich berühren. Auch wenn man zunächst caritative Seelsorge nicht automatisch mit politischem Engagement assoziiert, werden Menschen, die sich ehrenamtlich um die Seele ihrer Mitmenschen sorgen, zu politischen Bürgerinnen und Bürgern. Die hohe Verbindlichkeit ihres Engagements ist Ausdruck eines Lebensstils, der davon geprägt ist, dass sie die eigene Lebenszeit mit anderen gestalten und sich für andere einsetzen.

Motivation, Chancen und Grenzen ehrenamtlicher Seelsorge

In den Ausbildungskursen für ehrenamtliche Seelsorger/-innen in der

Altenhilfe konnten die Motivationsfaktoren der Teilnehmenden konkretisiert werden.¹ Die Ehrenamtlichen möchten ihre Lebensfreude und positive Glaubenserfahrung an andere weitergeben. Es schenkt Befriedigung und Erfüllung, für andere sorgen und den anderen wahrnehmen zu können. Die eigene Hoffnung, im Glauben getragen zu sein, die spürbare Liebe Jesu und die daraus

» Nächstenliebe, Trost und Ermutigung, Zeit verschenken und Leid teilen sind Attribute, die für das ehrenamtliche Engagement grundlegend sind.

resultierende Kraft wollen sie in Gemeinschaft mit anderen teilen. Nächstenliebe, Trost und Ermutigung, Zeit verschenken und Leid teilen sind Attribute, die für das ehrenamtliche Engagement grundlegend sind. Zugleich wird deutlich, dass Ehrenamtliche formulieren, dass Geben und Nehmen für sie in einer guten Balance stehen sollte. Das Engagement darf und soll auch für sie selbst sinnvoll und erfüllend sein. Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe ergänzen sich lebensdienlich und sind wechselseitig aufeinander bezogen.

Im Unterschied zu hauptamtlichen Seelsorgern sehen Ehrenamtliche ihre Chancen in der freiheitlichen und selbstbestimmten Zeiteinteilung. Sie sind freiwillig vor Ort, erleben wenig oder keinen Leistungsdruck und entscheiden, wie viel sie geben möchten. Dazu gehört, dass sie im Laufe des Kurses die Kompetenz erlernt haben, „Nein“ zu sagen. Ein Nein verdeutlicht Grenzen. Zugleich ist

zu reflektieren, warum es schwer fallen kann, eigene Grenzen zu thematisieren. Aus diesem Grund müssen Methoden der Selbstreflexion und Übungen zur Biografiearbeit in der Ausbildung ehrenamtlicher Seelsorger/-innen hohe Priorität haben. Erst wenn eigene Lebensmuster bewusst werden, kann der zwischenmenschliche Dialog wohlthuend für beide Seiten sein. Die Seelsorgeausbildung ist somit zuallererst ein Raum für Selbsterkenntnis. Menschen können ihre Lebenserfahrungen mit Achtsamkeit, Offenheit und Wertschätzung

anschauen, lernen, sich mit sich selbst zu befreunden und auszusöhnen und können dadurch ein Beispiel geben, wie eine behutsame und respektvolle Annäherung an existenzielle Themen möglich wird.

Engagementkultur als Aufgabe von Organisationsentwicklung und Organisationsethik

Das Engagement ist eine individuelle und gesellschaftliche Ressource, die es mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu fördern und zu unterstützen gilt. „Ehrenamt ist unbezahlte Tätigkeit, aber unbezahlbar“, so lautet ein viel zitierter Satz. Es ist also äußerst klug, die Rahmenbedingungen verlässlich miteinander abzustimmen. Ein kooperativer Arbeitsstil ist für eine gute Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen angemessen. Es gilt das Bewusstsein dafür zu sensibilisieren, dass man sich auf Augenhöhe in unterschiedlichen Rollen und Funktionen ernst nimmt und achtet. Eine Dialogkultur, die von Wertschätzung und Achtsamkeit geprägt ist und unterschiedliche Sichtweisen und Perspektiven als Reichtum anerkennt, ist eine der wichtigsten Grundlagen für gute Kooperations- und Koordinationsleistungen. Nicht immer sind die Rollen klar verteilt, in den seltensten Fällen gibt es eine Stellenbeschreibung oder ein Tätigkeitsprofil. Vielmehr entwickelt sich vieles einfach im Alltag, aus der Situation heraus, manches wird pragmatisch entschieden und über Verantwortlichkeiten und Zuständigkeitsbereiche sowie Weisungsbefugnis wird weniger reflektiert. Daraus können sich unterschiedliche Probleme ergeben, die den Einzelnen, das Team und das Projekt am erfolgreichen Handeln hindern.²

Ehrenamtliche Seelsorge ist Ausdruck von Lebenskunst

Ehrenamtliche Seelsorger/-innen haben einen Sinn dafür, das Leben als einzigartiges Kunstwerk mit hellen und dunklen Farben zu verstehen. Der existenzielle Imperativ der Lebenskunstphilosophie lautet: „Gestalte dein Leben so, dass es bejahenswert ist.“ Das ist eine Prämisse, die auch die Kurse begleitet hat und Orientierung für ein bewusstes Leben

schenken kann. Das Bejahenswerte ist zugleich das Sinnvolle. Dieses „Ja“ will erlebt und gespürt werden. Mit diesem „Ja“ zum Leben ist persönliche Lebensgeschichte zu schreiben und ein einzigartiges Lebensmuster zu entwerfen. Hierin zeigt sich eine spirituelle Grundhaltung als Streben nach einem sinnerfüllten Leben.

Das Lexikon für Religion in Geschichte und Gegenwart verweist darauf, dass es eine allgemein anerkannte Definition von Spiritualität nicht gibt. Der Begriff geht auf das neutestamentliche Wort „pneumatikos“ zurück, das im Lateinischen als „spiritualis“ wiedergegeben wird. Grundlegend bedeutet es zunächst eine geistliche Lebensform, die Atem schenkt. Seit 1950 findet sich der Begriff überhaupt erst in unserem deutschen Wortschatz. Die beiden Kulturwissenschaftler und Palliative Care Experten Andreas und Birgit Heller definieren Spiritualität als eine „Erfahrungs- und Bewusstseins-ebene, die sich nicht in der materiell verfassten Welt erschöpft, sondern ihr zugrunde liegt und über sie hinauswächst. Spirituelle Begegnung erwächst aus wechselseitigem Vertrauen und Nähe.“ Jede und jeder ist herausgefordert, eine persönliche spirituelle Haltung zu entwickeln. Zugleich sind Menschen soziale Wesen und suchen menschliche Nähe vom Anfang bis zum Ende ihres Lebens. Sie entwickeln somit auch gemeinschaftliche Formen eines spirituellen Daseins. Die ehrenamtlichen seelsorglichen Begleiterinnen und Begleiter leisten dazu einen wichtigen Beitrag.

Literaturhinweise

Begemann, Verena / Rietmann, Stephan (Hg.): Soziale Praxis gestalten. Orientierungen für ein gelingendes Handeln, Stuttgart 2011.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): Monitor Engagement. Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004 – 2009. Heller, Andreas/Heller, Birgit (Hg.): Jahresheft Spiritualität und Spiritual Care, Hannover 2009.

1 Prof. Dr. Verena Begemann hat als Referentin zum Thema „Ehrenamt“ bei den Kursen „Auch die Seele braucht ein Zuhause“ mitgearbeitet.

2 Bausteine für eine gelingende Engagementkultur wurden beispielsweise in der Freiwilligencharta Münster festgelegt, für alle Organisationen empfehlenswert, die an einer verbindlichen, wertschätzenden und dialogischen Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen arbeiten wollen: <http://www.freiwilligenagenturmunster.de/fileadmin/media/Freiwilligencharta.pdf>



Prof. Dr. Verena Begemann

Hochschule Hannover, Fakultät Diakonie, Gesundheit und Soziales
Professorin für Ethik und Sozialarbeitswissenschaft
verena.begemannhs-hannover.de

Seelsorge im Altenheim 2020

Wie Visionen zur Realität werden

Seit mehr als 20 Jahren arbeitet Michaela Damme als Sozialarbeiterin im St.-Thekla-Haus in Rheinberg. Die Fortbildung „Auch die Seele braucht ein Zuhause“ sah sie „als Chance für die Zukunft, um die Seelsorge dauerhaft in der Einrichtung zu verwurzeln“.

Im November 2011 stellte sich die Situation im St.-Thekla-Haus in Rheinberg (noch) wie folgt dar: Eine ältere Ordensschwester, Pastoralreferentin in der Pfarrei, bietet wöchentlich eine Wortgottesfeier mit Kommunionsspendung an. Sie spendet die Krankenkommunion und steht den Bewohnern zu Gesprächen und Gedankenaustausch zur Verfügung. Krankensalbungsgottesdienst und Totengedenkfeiern werden gemeinsam vorbereitet. Einmal im Monat werden ein evangelischer Gottesdienst und eine Heilige Messe gefeiert. Der Kontakt zur personell gut ausgestatteten örtlichen Pfarrei¹ ist sehr gut. Im Haus sind Ehrenamtliche aktiv, und es gibt gemeinsame Aktionen und Feiern mit der Gemeinde.

Die Seelsorge ist dem Sozialdienst, der Abteilung „SozialAKTIVierung und Betreuung“², angegliedert. Wertschätzende Begegnung auf Augenhöhe und die Auseinandersetzung mit den tradierten Werten der Bewohner sind tragende Säulen in der Arbeit. Das Handeln der Mitarbeiter richtet sich aus auf die Ganzheit des Gegenübers. Wenn das Gegenüber ernst genommen wird und seine Belange und Wünsche in den Vordergrund gestellt werden, bedeutet das, auch Sorge für seine Seele zu tragen. Aber während die Senioren im Glauben verwurzelt sind und sich sicher im Jahreskreis der Kirche bewegen, haben die Mitarbeiter innerhalb der Einrichtung zunehmend nur noch ein rudimentäres Wissen um die Bedeutung von Fest- und Feiertagen, Gottesdienstformen und christlichem Brauchtum.

„Auch die Seele braucht ein Zuhause“

bot die Möglichkeit, mich selbst und die Einrichtung für die Zukunft zu rüsten und Handwerkszeug für eine Intensivierung der seelsorglichen Betreuung zu erarbeiten. Schon im ersten Kursabschnitt der Fortbildung wurde deutlich, dass ich die richtige Wahl getroffen hatte.

Ein Jahr nach der Fortbildung hat die Seelsorge-Realität uns eingeholt: In der Pfarrei St. Peter hat sich die Anzahl der Priester reduziert, unsere Ordensschwester wird sich beruflich verändern und Rheinberg verlassen. Ihre Stelle als Pastoralreferentin ist wieder ausgeschrieben, eine Besetzung aber nicht in Sicht. Schneller als erwartet zeigt sich nun die Notwendigkeit der „ehrenamtlichen Seelsorge“, denn in den Sozialdienst ist das gesamte Feld der Seelsorge nicht zu integrieren. Die Pfarrei kann dies ebenfalls nicht übernehmen, denn auch dort fehlt unsere Ordensschwester und Ehrenamtliche übernehmen Teile ihrer Arbeit. Mittlerweile können wir uns allerdings glücklich schätzen, eine Ehrenamtliche in Rindern ausgebildet und als seelsorgliche Mitarbeiterin gewonnen zu haben. Die Arbeit kann nun auf mehrere Schultern verteilt werden, und wir kommen unserem Arbeitsauftrag im ganzheitlichen Sinne weiterhin nach.

Zukünftig werden wir viel Energie in die Seelsorge stecken, die große Wallfahrt nach Kevelaer und Wortgottesfeiern müssen vorbereitet, die Krankenkommunion umorganisiert werden. Außerdem möchten wir Informationen zu den Fest- und Gedenktagen für die Mitarbeiter erstellen. Wir stellen uns gerne den He-

rausforderungen und schauen hoffnungsfroh auf die neuen Aufgabengebiete. Wir wissen, dass wir gut vorbereitet sind und Sorge dafür tragen können, dass die Seele unserer Bewohner ein Zuhause findet.

¹ Ausgestattet mit drei Priestern, Diakon mit Zivilberuf und Pastoralreferenten.

² Der „Sozialdienst“ wurde bei uns vor fünf Jahren im Rahmen einer konzeptionellen Neuausrichtung dahingehend umbenannt. Das groß geschriebene AKTIV steht an dieser Stelle für Aktivierung, Kommunikation, Tradition, Integration und Vitalisierung.



Michaela Damme
St.-Thekla-Haus Rheinberg
Leitung der SozialAKTIVierung
und Betreuung

Geschenkte Momente

Aufsuchende Seelsorge in der Altenhilfe

Werner Trogemann ist in der Seniorenarbeit seiner Heimatgemeinde in Lüdinghausen schon längere Zeit aktiv. Im Sommer 2013 beendete der 63-jährige die Ausbildung zur ehrenamtlichen seelsorglichen Begleitung in katholischen Einrichtungen der Altenhilfe, um seinem Engagement eine neue Ausrichtung zu geben.

Schon seit fünf Jahren leite ich mit sechs weiteren Mitgliedern eines Teams Wort-Gottes-Feiern im St.-Ludgerus-Haus in Lüdinghausen. Im Laufe der Zeit ist mir deutlich geworden, wie wichtig das Einzelgespräch für die Bewohner des Hauses über die gemeinsame Feier hinaus ist. Diese „aufsuchende Seelsorge“ soll in Zukunft ein weiterer Schwerpunkt meiner ehrenamtlichen Tätigkeit im Altenwohnhaus sein. Die Begegnung mit dem Einzelnen kann sehr unterschiedliche Formen haben: bei dem Menschen sein und ihm zuhören, Ängste und Traurigkeit aushalten, aufarbeiten und Zeichen der Hoffnung suchen, ihm als Zeichen der Nähe die Hand halten, gemeinsam beten oder Schriftstellen auf uns wirken lassen, um Gottes Segen bitten, die Krankenkommunion spenden.

Vielleicht sind es aber auch nur die alltäglichen Dinge, die den Einzelnen bewegen, die ihn aufwühlen und die ihm Sorge bereiten. Dabei ist es für mich wichtig, dass diese Begegnung auf Augenhöhe geschieht. Beide sind wir Suchende, beide bringen wir unsere Erfahrungen aus dem Alltag und mit dem Glauben mit. Gespräche mit den Menschen im Anschluss an die Krankenkommunion haben mein Glaubensleben bereichert, und ich hoffe, dass auch meine persönlichen Erfahrungen mit Gott und Glaube Impulse geben und Hilfen sein können.

Das Glaubensgespräch und die Feier von Gott mit Senioren betrachte ich auch in meiner jetzigen persönlichen Lebenssi-

tuation im Ruhestand als wichtig und interessant. Aufgrund meiner eigenen Biografie und meines Alters kann ich möglicherweise Eindrücke und Erfahrungen der Bewohner gut verstehen und nachvollziehen. Deshalb habe ich mich noch einmal neu auf den Weg gemacht.

Ich freue mich, dass die Ausrichtung auf den Glauben und das Leben aus dem Glauben in dieser Einrichtung einen festen Platz haben. Das wird deutlich in der regelmäßigen Feier von Gottesdiensten, konfessionell oder ökumenisch, in der Feier und Gestaltung des Kirchenjahrs, in der Anbindung an die Pfarre St. Felizitas, aber auch bei individuellen Ereignissen wie zum Beispiel beim Ritual der Verabschiedung, wenn ein Bewohner des Hauses gestorben ist. Die Leitung und die Mitarbeiter/-innen des Hauses unterstützen die seelsorgliche Arbeit. Sie sind darum bemüht, dass auch die Seele der Bewohner in der Einrichtung ihr Zuhause hat.

Eine äußerst positive Erfahrung war für mich schon der erste Teil der Ausbildung: Ich habe durch die intensive Auseinandersetzung mit mir selbst einiges über mich und mein Leben aus dem Glauben erfahren, habe vielfältige neue Inhalte kennen gelernt und eine Gruppe von netten Menschen getroffen, die sich wie ich und mit mir auf den Weg gemacht haben. Ich glaube, eine für mich gute Entscheidung getroffen zu haben. Und ich darf hoffen, dass ich diesen Weg nicht allein gehe: Gott geht mit.



Werner Trogemann
St.-Ludgerus-Haus Lüdinghausen
Ehrenamtlicher seelsorglicher Mitarbeiter
mowetrogemann@versanet.de



Lebensbegleitung bis zum Schluss

Sterbebegleitung im Marienheim in Wettringen

Einrichtungsleiter Rüdiger Böckenfeld und die seelsorgliche Begleiterin Kathrin Mense haben sich gemeinsam des Themas „Sterbe- und Trauerbegleitung“ angenommen mit dem Ziel, den Sterbeprozess bewusst und würdevoll in die Betreuung der Bewohnerinnen und Bewohner einzubeziehen. So entstand unter anderem ein Leitfaden zur Sterbebegleitung in einer stationären Wohneinrichtung für Menschen mit Behinderung mit konkreten Handlungsimpulsen und Ritualen.

Die Marienheim Wettringen GmbH ist eine stationäre Wohneinrichtung, in der insgesamt 92 Menschen mit geistigen und / oder psychischen Behinderungen leben. Neben den stationären Wohnangeboten bietet das Marienheim auch beschäftigungstherapeutische Angebote in der einrichtungsinternen Tagesförderstätte sowie Leistungen des ambulant betreuten Wohnens an. Vor allem im stationären Wohnbereich werden Menschen mit schweren geistigen oder psychischen Behinderungen und teilweise zusätzlichen körperlichen Behinderungen betreut. Da viele der hier lebenden Men-

schen dauerhaft auf intensive Begleitung, Förderung und Pflege angewiesen sind, ist das Wohnangebot auf eine langfristige Unterstützung und Begleitung ausgerichtet. Die Altersspanne reicht derzeit von 19 bis 87 Jahren. Einzelne Bewohner leben bereits seit mehr als 30 Jahren im Marienheim.

Angesichts der Tatsache, dass der Umgang mit sterbenden Bewohnerinnen und Bewohnern einen prägenden Bestandteil der Aufgaben der im Hause tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter darstellt, wurde eine Arbeitsgruppe

gegründet, die sich mit dem Thema Sterbebegleitung beschäftigte. In einem Leitfaden zum Thema Sterben, Tod und Trauer wurden neben grundsätzlichen Aspekten zum christlichen Menschenbild Aussagen zu den Wünschen und Bedürfnissen sterbender Menschen, der Situation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Begleitung der Angehörigen, der Zusammenarbeit und der Vernetzung mit ehrenamtlichen Diensten sowie rechtliche und ethische Aspekte zusammengetragen. Der Leitfaden bietet allen, die in die Begleitung von Sterbenden eingebunden

sind, eine Orientierung, er legt bestimmte „Qualitätsstandards“ fest und trägt zur Weiterentwicklung einer würdevollen und ganzheitlichen Begleitung sterbender Bewohnerinnen und Bewohner im Marienheim bei.

Konkrete Konsequenzen

Aus dieser intensiven Beschäftigung mit dem Thema Sterbebegleitung sind eine Reihe konkreter Handlungsimpulse, Rituale und Maßnahmen entstanden, wie etwa die Erarbeitung eines Pflegestandards zur Versorgung verstorbener Bewohner, die Gestaltung eines Trauertisches, die Errichtung eines Gedenkortes auf dem Gelände, die Gestaltung von Gedenkgottesdiensten sowie die Zusammenstellung eines „Trauerkoffers“.

Darüber hinaus hat eine Mitarbeiterin des Hauses eine Weiterbildung zur seelsorgerischen Begleitung von Menschen

Abschiedsversen und zwei Bücher zum Thema Sterben und Tod („Leb wohl lieber Dachs“, „Adieu, Herr Muffin“). Um diese Gegenstände aufzubewahren, wurde bewusst ein Koffer verwandt, um zu symbolisieren, dass es um die Begleitung auf der letzten Reise geht.

Gedenkfeier

Im Zeitraum zwischen dem Versterben eines Bewohners und seiner Beerdigung findet in der hauseigenen Kapelle eine Trauerfeier statt. Die Kapelle wird für diese Gedenkfeier jeweils sehr individuell gestaltet. Ein Beispiel kann das verdeutlichen:

In der Kapelle wird ein Stuhlkreis gebildet, in den der Kondolenztsch, der bei jedem Sterbefall in der Kapelle hergerichtet wird, integriert ist. In der Mitte steht eine flache, mit Sand gefüllte Holzkiste. Aus Rindenmulch wird ein

» Das Sterben und die Begleitung eines sterbenden Menschen sollen zum Leben dazugehören.

mit Behinderungen absolviert und wurde für ihre Tätigkeit im Bereich Seelsorge mit drei Stunden pro Woche freigestellt. Unter ihrer Mitarbeit wurde auch ein ständiger Arbeitskreis „Seelsorge“ gegründet. Für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter besteht die Möglichkeit, sich an den Arbeitskreis zu wenden, um weitere Unterstützung, etwa bei der Vorbereitung der Beerdigung oder der Trauerfeier im Haus, zu erhalten.

Trauerkoffer

Der Trauerkoffer soll eine Erleichterung und Hilfestellung für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sein. Er steht auf einer Wohngruppe, sodass er zu jeder Zeit allen Mitarbeitern der verschiedenen Wohnbereiche zugänglich ist. Er beinhaltet verschiedene Gegenstände, die zum Herrichten des Zimmers oder des Kondolenztsch in der Wohngruppe genutzt werden können: ein Kreuz, ein Rosenkranz, ein Gebetbuch, eine Kerze, ein Bilderrahmen, ein Tischdeckchen, eine Blumenvase, zwei CDs mit meditativer Musik, zwei Bücher mit

Weg gelegt, an dessen Ende eine Kerze steht. Im Sand und auf dem Weg liegen aus Holz ausgeschnittene Fußspuren. Sie stehen für die Spuren, die der Verstorbene hinterlässt. Im Hintergrund läuft meditative Musik. Alle haben Zeit und Ruhe anzukommen.

„Wir trauern heute um einen lieben Menschen, NN ist verstorben. Er ist nicht mehr hier, nicht mehr unter uns. Wir müssen erst begreifen, dass er nicht wiederkommt, sein Platz beim Essen bleibt frei und sein Zimmer leer. NN war immer für uns da, er war ein toller Mensch und ein toller Freund. NN, wir danken dir für deine Freundlichkeit, für deine Hilfe und deine Unterstützung. Wir werden dich vermissen.“

Nach einer kurzen Pause: „Spuren, die Welt ist voll davon. Jeder Mensch hinterlässt Spuren: durch die Art und Weise seines Lebens, durch sein Dasein, indem er so ist, wie er ist. Wenn uns ein Mensch verlässt, bleibt immer etwas von ihm zurück: persönliche Gegenstände, Briefe, Bildaufnahmen oder sogar Worte, die noch nachklingen. Die tiefsten Spu-

ren finden wir in unserer Erinnerung, in unserem Herzen.“

Nach einer weiteren Pause: „Jeder, der möchte, kann sich eine Fußspur nehmen und etwas darauf schreiben, was er NN mit auf den Weg geben möchte. Wie er war. Was er für mich war. Was ich ihm wünsche.“ Dabei wird das Lied „Von guten Mächten“ eingespielt, und es wird genügend Zeit und Raum gegeben. Dann folgt ein Abschlussgebet, und jeder kann die Kapelle verlassen, wann er es möchte.

Dies ist nur ein Beispiel für eine Reihe von konkreten Elementen, um die Bewohnerinnen und Bewohner des Marienheimes auch auf ihrer letzten Reise individuell und würdevoll zu begleiten. In allen diesen Elementen geht es darum, sich immer wieder auf die Wünsche und Bedürfnisse der im Marienheim lebenden Menschen einzustellen und dazu beizutragen, die Kultur des Sterbens in unserem Hause bewusst zu gestalten. Das Sterben und die Begleitung eines sterbenden Menschen sollen im Marienheim nicht tabuisiert werden, sondern zum Leben dazugehören. Wir verstehen unsere Aufgabe als Lebensbegleitung bis zum Tod.



Kathrin Mense

Marienheim Wettringen GmbH
info@marienheim-wettringen.de



Rüdiger Böckenfeld

Marienheim Wettringen GmbH
r.boeckenfeld@marienheim-wettringen.de



*Zwei Menschen
auf dem Weg
mit ihren Dunkelheiten und Schatten.*

*Und ER geht mit.
Und wir sagen wie sie:
Bleibe bei uns, Herr!*

*Zwei Menschen auf dem Weg,
der auch unser ist.
Zwei Menschen
auf dem Weg nach EMMAUS.*

*In der Rückschau
können wir manchmal sagen wie sie:
Wurde uns nicht warm ums Herz?¹*

„Bleiben Sie doch!“

Die Emmaus-Erzählung als Modell seelsorglicher Begleitung

„Eine Frage, die heute beantwortet werden muss, lautet: Wie kommt der Auferstandene bei uns vor? Nicht nur als Thema, sondern als Gesprächspartner! Die Glaubenserfahrung der Jünger wirkt seit 2000 Jahren und kann uns heute wichtige Impulse geben“, behauptet der Pastoralplan für das Bistum Münster.² In ihrer Abschlussarbeit zeigt Margareta Hillesheim an einem konkreten Fallbeispiel aus ihrem kursbegleitenden Praktikum in der ehrenamtlichen Krankenseelsorge im Franziskus-Hospital Münster, wie die Erfahrung der Emmaus-Jünger für sie zum Leitmodell einer aufsuchenden Seelsorge geworden ist.

Erfahrungsbericht³

Erster Besuch, Dienstagmorgen – 9 Uhr:
Ich treffe Frau S. zum ersten Mal. Von der Stationsschwester erfahre ich, dass sie ein Einzelzimmer gewünscht hat. Ich treffe sie im Bett liegend an.

Ich stelle mich vor: Ich heiße M. und komme als ehrenamtliche Mitarbeiterin der Seelsorge und hätte etwas Zeit, wenn Sie einen kurzen Besuch wünschen.

Frau S.: Ach, wissen Sie, ich habe meine Tochter, die jeden Tag vorbeikommt und da bin ich gut betreut. Die kümmert sich um mich. Da brauche ich keine weitere Hilfe.

Ich: Das freut mich, dann fühlen Sie sich gut unterstützt, wenn Sie Ihre Tochter in der Nähe haben. Besonders im Krankheitsfall tut es gut, von der Familie unterstützt zu sein.

Frau S.: Ja, es ist völlig unklar, was mit mir ist. Es laufen alle möglichen Untersuchungen, und keiner weiß, was ist. Und so schlecht ging es mir ja noch nie. Eigentlich geht es mir hier von Tag zu Tag schlechter. Ich muss mal sehen, wie das überhaupt weitergehen soll.

Ich: Ihre Sorge verstehe ich gut. – In diesem Moment kommt ein Arzt in das Krankenzimmer. – Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute. Ich bin jeden Dienstag im Haus. Wenn Sie möchten, könnte ich anknöpfen.

Frau S.: Sie können es ja versuchen.

Reflexion

Dienstagmittag – 13.00 Uhr:
„Ich war da“ bedeutet auch: „Frau S. war für mich da.“ Gemeinsam waren wir unterwegs, mit neuen Perspektiven, vielleicht mit unsichtbarer Begleitung, die erst im Rückblick erkennbar wird.

Beim diesem ersten Besuch treffe ich Frau S. völlig aufgelöst und verzweifelt, im Bett liegend, an. Ihre Gedanken drehen sich einzig und allein um ihr derzeit schweres Kreuz, das ihre Persönlichkeit in den Grundfesten erschüttert. Ich verstehe, dass Frau S. im Augen-

blick keinen Gesprächsbedarf mit einer „Fremden“ (wie mir) hat. Sie ist durch vielfältige Untersuchungen bis an ihre Grenzen gefordert. Ihre Wahrnehmung ist von einer Krisensituation geprägt, die alle Pläne durchkreuzt. Der Beginn der Emmaus-Geschichte hilft mir, diese Situation zu verstehen. Auch die Jünger machen sich verzweifelt auf den Weg, allein, weg von Jerusalem. Sie sind nur mit sich und den Ereignissen der letzten Tage beschäftigt – ganz in ihrer Wahrnehmung und Perspektive gefangen.

Zweiter Besuch, eine Woche später:
Ich klopfe. Ich treffe Frau S. am Tisch sitzend beim Frühstück an. – Guten Morgen Frau S ...

Frau S. sehr freundlich: Ach ja, Sie waren ja in der vergangenen Woche da. Bleiben Sie doch. Wollen Sie nicht hier bei mir am Tisch Platz nehmen?

Ich setze mich. - Schön, dass ich Sie besuchen darf. Ich hoffe, es gibt schon bessere Perspektiven als vor einer Woche.

Frau S.: Ach, wissen Sie, das war eine schlechte Woche. Jeden Tag kam etwas Neues dazu. Es ging eigentlich immer mehr bergab. Auch jetzt ist alles unklar. Jeden Tag neue Hiobsbotschaften. Ich bin bisher eigentlich nie krank gewesen, habe immer nach vorne geschaut, wollte nie krank sein, habe jahrelang meinen Mann bis zum Tod gepflegt. Ich bin eigentlich jemand, der immer froh und optimistisch nach vorne geschaut hat. Jetzt muss ich mit dieser Krankheit umgehen. Das ist ein sehr schwerer Prozess.

Ich: Ich kann Sie sehr gut verstehen, ich glaube, mir würde es ähnlich gehen. - Frau S. fragt nach meiner Familien- und Berufssituation. Wir stellen verschiedene Gemeinsamkeiten fest (Kinder mit Freiwilligem Sozialem Jahr im Ausland über die evangelische und katholische Kirche, Erkrankung des Ehemannes). Frau S. setzt ihr Frühstück fort (es soll abgeräumt werden).

Ich: Wenn Sie in Ruhe frühstücken möchten, sagen Sie es bitte.

Frau S.: Nein, kein Problem. Bleiben Sie!

Ich sehe ein kleines Büchlein mit Sprüchen auf dem Tisch vor Frau S. liegen.
– Frau S.: Das Büchlein habe ich gestern von einer Freundin bekommen. Ich bin davon total begeistert.

Ich: Mögen Sie mir ein Beispiel vorlesen?

Frau S. liest mir drei Beispiele vor.

Ich: Ihre Begeisterung verstehe ich gut. Mir persönlich hat ein guter Spruch besonders in schweren Situationen Mut gemacht.

Frau S.: Wissen Sie, das Schlimmste war die vorletzte Nacht. Nach zwei schlechten Tagen habe ich kaum noch Chancen gesehen. Ich habe den Eindruck, dass ich mich mit meinem Ende auseinandersetzen muss. Ich glaube, die Krankheit muss ich wohl akzeptieren. Ich war völlig am Ende. Ich habe sehr intensiv über meine Beerdigung nachgedacht.

PAUSE

Ich: Ich verstehe Ihre sehr schwere Situation. Das ist nur zu verständlich, dass diese Auseinandersetzung Sie bis an die Grenzen gefordert hat. Aber zum Glück gibt es für uns Christen eine Perspektive.

Frau S.: Ja, das ist sicher sehr wichtig.
PAUSE

Frau S.: Wissen Sie, ich habe intensiv über einen Spruch für meine Beerdigungskarte nachgedacht. Vielleicht können wir gemeinsam darüber sprechen?

Ich: Sicher haben Sie etwas für Sie persönlich sehr Passendes gefunden.

Frau S.: Ja, ich habe immer ein Lieblingslied gehabt, und mir ist bewusst geworden, dass ich diese Strophe besonders mag: „Er gebe uns ein fröhlich Herz, erfrische Geist und Sinn und werf' all Angst, Furcht, Sorg und Schmerz in Meerestiefen hin.“

Ich: Wie ich Sie erleben durfte, spiegelt dieser Text sehr schön ihre jetzige Erfahrung wider. Ich darf Sie heute trotz aller

Schwere als im Herzen zuversichtlichen Menschen erleben, der die Sorgen und Nöte der letzten Woche in Gottes Hand legen kann.

Frau S.: Ja, ich glaube, wir haben viele Gemeinsamkeiten.

Ich: Sicher haben Sie Ihre Gedanken auch mit Ihrer Tochter besprochen, damit sie weiß, was Ihnen wichtig ist.

Frau S.: Ja, das sollte ich vielleicht alles einmal in Ruhe besprechen.

Ich: Das tut Ihnen beiden sicher gut, wenn Sie sich in aller Ruhe über Ihre Überlegungen und Wünsche austauschen können.

KURZE PAUSE

Ich: Möchten Sie, dass wir das schöne Lied gemeinsam beten oder singen?

Frau S.: Sehr gerne, aber ich kann nicht singen.

Ich: Ich auch nicht!

Wir beide lachen. Ich stimme das Lied an (vermutlich krumm und schief, aber egal), wir singen beide mit Freude alle vier Strophen und sind überrascht, dass wir Text und Melodie gemeinsam hinhbekommen. Wir beide sind uns sicher: Unser Glaube trägt.

Ich: Darf ich am kommenden Dienstag reinschauen, falls Sie noch hier sein sollten?

Frau S.: Natürlich, sehr gerne. Ich soll ja zur REHA, aber es ist noch völlig unklar, ob man überhaupt etwas Passendes für mich findet.

Reflexion

Am diesem folgenden Dienstag bittet mich Frau S. (aufrecht am Tisch sitzend) sofort, Platz zu nehmen, obwohl es ihr gesundheitlich keineswegs besser geht. Ich nehme wahr, dass die Situation für ein Gespräch heute günstiger ist. Frau S. schildert mir ihre Gefühle hinsichtlich ihrer schlechten Situation. Ich verstehe, dass sie ihr Leben souverän und selbst-

ständig gemeistert hat und diese Möglichkeit nun nicht mehr besteht. Ihr wird eine völlige Um- und Neuorientierung abverlangt. Als ich Frau S. mitteile, dass es mir ebenso gehen würde, fühlt sie sich verstanden. Sie bittet mich zu bleiben, ein Zeichen, dass wir eine gemeinsame Basis gefunden haben. Die Intensivierung unserer Begegnung erhält eine besondere Tiefe, als Frau S. Überlegungen zur Gestaltung ihrer Beisetzung mit mir anstellen möchte. Die von ihr gewählte zentrale Liedstrophe, über die wir uns intensiv austauschen, hätte ihre derzeitige persönliche Situation nicht passender widerspiegeln können. Ich nehme Frau S. nun als sehr gelassen und zuversichtlich wahr und ermutige sie, diese Wünsche mit ihrer Familie zu besprechen. Das behutsame Nachfragen, das Zuhören, das einfache Dasein ermöglicht ein Erkennen – in der Emmaus-Begegnung wie in der Begegnung mit Frau S.. Das Gespräch endet in der gemeinsamen Vergewisserung: Unser Glaube trägt. Im Gegensatz zu der vergangenen Woche gibt es trotz der schlechteren gesundheitlichen Situation neue Perspektiven: für Frau S., aber ebenso für mich. Hatte ich diese Liedstrophe, die mir aus Kindertagen bekannt war, bisher nie auf ihre Aussage, ihren Trost, ihre Ermutigung hin wahrgenommen? In der Begegnung gehen den Jüngern die Augen auf, sie erkennen (im Rückblick) und bekommen neue Perspektiven – Frau S. und ich ebenso. Es braucht eines fremden Begleiters, um zu erkennen.

Dritter Besuch, wiederum eine Woche später:

Ich erreiche Frau S. beim Frühstück, am Tisch sitzend.

Frau S.: Kommen Sie gerne zu mir an den Tisch, Sie sehen, ich bin immer noch hier. Man hat noch keine passende REHA gefunden. Es ist ein ständiges Auf und Ab mit mir. Ich lasse das jetzt alles mal auf mich zukommen, mal sehen, wo mich die Ärzte hinschicken.

Ich: Das ist sicher sehr beruhigend, dass die Ärzte sich so umfassend erkundigen. Frau S: Ja, ich fühle mich hier sehr gut aufgehoben. Und mir ist klar geworden,

dass ich nicht alles in der Hand habe.

Ich: Diese Erfahrung hilft Ihnen sicher, die kommende Zeit zuversichtlich anzugehen.

In diesem Moment endet unsere kurze Begegnung. Ein Physiotherapeut kommt zur Behandlung. Ich verabschiede mich: Hoffen wir beide, dass wir uns in der kommenden Woche hier nicht mehr sehen?

Wir beide schmunzeln, Frau S. bedankt sich ausdrücklich.

Reflexion

Unsere dritte kurze Begegnung bestätigt: Die positive Perspektive ist stabil. Eine weitere Begleitung ist nicht notwendig. Auch die Jünger kehren handlungsfähig nach Jerusalem zurück. Perspektivwechsel macht Veränderung möglich. Was auf den ersten Blick nach einer tiefen Krise aussieht, wird der Übergang zu einer entscheidenden Veränderung. Der Prozess hat für Frau S. nicht zum Zusammenbruch, sondern zum Durchbruch geführt. Natürlich können wir kranken Menschen das Leid nicht abnehmen, aber sie stärken, eine andere Sichtweise zu ihrem persönlichen Kreuz zu entwickeln. Dazu braucht es Zeit und gute Zuhörer. Auch die Jünger brauchen eine intensive Begegnung, bis sie „erkennen“. Der Weg nach Emmaus ist weit.

Ein Modell seelsorglicher Begleitung

Die Stufen der Emmaus-Erzählung bieten Hilfe und Anregung für den Prozess der seelsorglichen Begleitung:

- **Aufbrechen:** sich auf den Weg machen
Wir machen uns auf zu Menschen im Krankenhaus, heraus aus unserem Alltag zu Menschen, die durch Krankheit aus ihrem Alltag gerissen wurden. Die Emmaus-Geschichte beginnt, wo Menschen am Boden sind. Dies gilt auch für die Menschen in Krisensituationen, zum Beispiel im Krankenhaus. Unsere Begleitung fängt dort an, wo wir aufbrechen, um diesen Menschen zu begegnen.
- **Innehalten**
Die Jünger sind völlig in ihren Probleme-

men gefangen, sehen nur noch ihren Ausschnitt der Wirklichkeit. Dies gilt ebenso für Menschen in Phasen schwerer Krisen. „Es ist ihnen Hören und Sehen vergangen.“ Wir erreichen Menschen oft in schlimmen Situationen, am Tiefpunkt. Krankenhaussituationen sind aber auch Situationen zum Innehalten, zum Nachdenken und Zweifeln. Kranke, wie auch der Besucher, erkennen in dieser Phase keinen Sinn in der scheinbar aussichtslosen Situation.

- Am Tiefpunkt

Wir kommen als Fremde, als Hörende und Zuhörende und fragen nach Ereignissen und Befindlichkeiten. Die Jünger wie auch manche Menschen im Krankenhaus sind in ihren Problemen so gefangen, dass sie andere Dinge nicht mehr sehen. Sie selbst stehen sich im Weg. Es bedarf eines fremden Begleiters, um den Blick zu weiten, eines Begleiters, der einfach zuhört, neue Kontexte durch Verknüpfung mit Bekanntem und mit positiven Erfahrungen ermöglicht.

- Blindheit

Beide Gesprächspartner sind zunächst „unwissend“, wir als Besuchende haben keine Lösung, kein Rezept im Gepäck, beide suchen nach Lösungen und Perspektiven. Dabei kann der Seelsorger den Blick weiten, neue Zusammenhänge eröffnen, die für den Kranken zunächst außerhalb seiner Wahrnehmung liegen. Ebenso können sich für den Seelsorger im Gespräch Perspektiven eröffnen, für die er zunächst selbst blind ist.

- Den Sinn begreifen / erkennen

Wir drängen uns nicht auf. Ist es gelungen, im gemeinsamen Gespräch Vertrauen zu wecken, kommt oft der Wunsch des Kranken: „Bleiben Sie nur!“ Wir gehen ein kleines Stück mit, fragen nach der Not, lassen alle Erklärungsmuster und Befindlichkeiten zu, reagieren als aktive Zuhörer, die allenfalls nachfragen oder Wahrnehmungen spiegeln. Wir helfen den Teilnehmern, sich selbst und ihre Geschichte zum Ausdruck zu bringen, mit allem Gelungenen und allen Brüchen. In einem zweiten Schritt kommt es darauf an, sinnvolle Verknüpfungen herzustellen, die den Blick weiten, etwa

indem sie frühere positive Erfahrungen in Leidsituationen einbeziehen: Gibt es das Gefühl des „Getragen-Seins“ durch Partner, Familie, Freunde, Gemeinde, Glauben? Wie die Jünger einen „fremden“ Begleiter brauchen, um die Perspektive zu weiten, kann auch ein fremder Begleiter am Krankenbett möglicherweise den Blick weiten. Den letztendlichen Sinn begreifen die Jünger nur durch die Ereignisse, die Begegnung und die Bezüge zu Bekanntem. Auch im Krankengespräch wird ein möglicher „Sinn“ von Leid und Krankheit erst durch das Aufdecken von Bezügen und neuen Deutungsmustern im „Nachhinein“ bewusst. Dies gilt gleichermaßen für beide Partner, den besuchten Kranken wie den Besucher. Menschen brauchen ganzheitliche Erfahrungen, um zu erkennen: mit „Kopf, Herz und Hand“. Wichtig im Gespräch ist neben der Sachebene vor allem die Beziehungsebene. Verknüpfungen mit neuen (eigentlich alten, aber verschütteten) Kontexten, gepaart mit Empathie und wechselseitigem Verständnis ermöglichen Einsicht und Erkenntnis. Diese Erkenntnis muss jeder für sich aktiv entwickeln, sie kann nicht „vermittelt“ werden.

- Neue Perspektiven

Ein solches selbstständiges Erkennen setzt neue Energie frei: Im Idealfall gehen beide Gesprächspartner mit erweiterten Perspektiven in ihren Alltag zurück. Ein gelungenes Gespräch macht wieder handlungsfähig: es erfordert bestenfalls keine weitere Begleitung. Der Kranke geht getröstet, das heißt ermutigt, auf die nächsten Schritte zu.

Oft wird erst im Rückblick ein Sinn erkennbar. Die Situation wird nicht mehr nur als Zusammenbruch, sondern auch als Durchbruch erlebt.

- Begegnung kann verändern

Dies gilt sowohl für die Person, die besucht wird, als auch für den Besucher. Durch den Austausch gemeinsamer Erfahrungen, Empfindungen und Gefühle sowie durch die gemeinsame Vergewisserung werden Dinge erkennbar, für die wir im Alltag blind (geworden) sind. Mein erweitertes Verständnis von Seelsorge: „Ich bin da“

bedeutet auch: „Du (der Kranke) bist für mich da“ und letztlich: In unserer gemeinsamen Begegnung gehen uns die Augen auf. Manchmal können wir im Rückblick sagen: „Brannte uns nicht das Herz?“ Eine solche Erfahrung ist sicher der Höhepunkt eines Gesprächs am Krankenbett: eine Erkenntnis, die sich manchmal aufdrängt, ohne dass wir sie mühsam erarbeiten, eine geschenkte Einsicht.

„Und das Herrlichste in dieser ganzen Geschichte ist vielleicht das, was sich ereignet, bevor sie ihn erkennen: Während ein Mensch in der tiefsten Anfechtung ist, ist Jesus schon längst neben ihm.“ (Gollwitzer)⁴

1 Aus: Klaus Honermann, Licht-Blicke.

2 Pastoralplan, S. 24.

3 Das Beispiel beruht auf persönlichen Erfahrungen, die ich in der ehrenamtlichen Krankenhausseelsorge im Franziskus-Hospital in Münster machen durfte. Die Beschäftigung mit der Emmaus-Geschichte im Rahmen des neunmonatigen Vorbereitungskurses und vor allem die intensiven und regelmäßigen Gespräche mit den hauptamtlichen Seelsorgern gaben die Anregung zur Reflexion der praktischen Tätigkeit im Blick auf die Emmaus-Geschichte.

4 Predigt über Lukas 24, 13-35 in der Evangelischen Kirchengemeinde Bonn-Holzlar am 21.4.2003, Ostermontag in <http://home.arcor.de/ebwegner/Predigt/n/emmaus.htm>, letzter Aufruf am 20.06.2013.

Eine ausführliche Fassung dieses Beitrages im Internet: www.unsere-seelsorge.de



Margareta Hillesheim

St.-Franziskus-Hospital Münster
hilleshm@muenster.de



Ein riesiges dunkles Loch

Grenz-Erfahrungen erfordern selbst gesetzte Grenzen

Die Studentin Kathrin Schuldes¹ schildert ihre ersten Erfahrungen als ehrenamtliche seelsorgliche Begleiterin im Krankenhaus. Sie beschreibt dabei sehr realistisch, dass ehrenamtliches Engagement in diesem Bereich auch „selbstgesetzte“ Grenzen benötigt.

Frau Schuldes, sie waren eine der jüngsten Interessentinnen für die Ausbildung zur seelsorglichen Begleitung im Krankenhaus. Welche Erwartungen hatten Sie an den Ausbildungskurs?

Als ich mir im September 2011 überlegte, mich für den Kurs zur ehrenamtlichen Begleitung kranker Menschen anzumelden, hatte ich keine wirklich realistische Vorstellung von den Anforderungen und Aufgaben, die uns als Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge erwarten sollten. Zwar kannte ich von meinem Studium her das Krankenhaus als Ort medizinischer Probleme und theologischer Fragestellungen, hatte aber keine praktischen Erfahrungen im Feld der Seelsorge und war mir auch nicht bewusst darüber, welche konkreten Kompetenzen ich für den Einsatz in der Klinikseelsorge benötigte.

Ich hatte mir vorgestellt, dass wir Ehrenamtlichen vor allem „nette“ Gespräche mit den weniger „betreuungsintensiven“ Patientinnen und Patienten führen würden, während die Hauptamtlichen sich um die „schweren Fälle“, die „richtige“ Begleitung benötigen, kümmern. Während des Kurses und vor allem mit Beginn des praktischen Einsatzes ist mir jedoch schnell klar geworden, dass zwischen dem Einsatz einer Hauptamtlichen und dem einer Ehrenamtlichen am Krankenbett faktisch kaum ein Unterschied besteht – weder in der Wahrnehmung der Patientinnen und Patienten, noch in der Bandbreite der „Themen“, mit denen man konfrontiert wird – wohl aber hinsichtlich der Ausbildung und Erfahrung, die man mitbringt – und dass diese Tätigkeit eine große Herausforderung darstellt.

Welchen ersten Eindruck hatten Sie dann im Kurs?

Nachdem ich gemerkt habe, welche große Verantwortung mit dem Einsatz verbunden ist, habe ich meine Anfangserwartung schnell revidiert und festgestellt, wo meine spezifischen Lernfelder liegen. An meiner grundsätzlichen Motivation für den Einsatz hat dies aber nichts verändert. Nach wie vor bin ich immer wieder berührt und dankbar für die Gespräche am Krankenbett; vor allem

für die einzigartigen Begegnungen, für die Offenheit und Bereitschaft der Patientinnen und Patienten, mir auch sehr persönliche und existenzielle Gedanken und Fragen mitzuteilen. Bis heute habe ich noch keinen Tag im Seelsorgeeinsatz bereut.

Welche Erfahrungen mit den Patientinnen und Patienten haben Sie bisher in Ihrer neuen Rolle gemacht?

Interessanterweise ist es mir bisher noch nicht passiert, dass ich weggeschickt wurde mit der Begründung, man wünsche keine Seelsorge – im Gegenteil: Es beginnen viele Gespräche mit der Frage, warum ich als junge Frau dies mache, welcher Konfession ich angehöre und wie die kirchenpolitische Lage momentan aussieht. Fast alle Patienten sagten, dass sie persönlich durchaus gläubig seien, und so ergaben sich oft schon nach kurzer Zeit sehr intensive Gespräche über den Glauben und persönliche Grenz-Erfahrungen. Bis jetzt hat es dabei aber noch keine Situation gegeben, in der ich das Gefühl hatte, dass ein Gebet oder ein Segen angemessen sei.

Können Sie ein Beispiel für solche persönlichen Grenz-Erfahrungen nennen?

Einmal erlebte ich in der Tat eine Situation, bei der ich auch an meine persönliche Grenze stieß. Nachdem ich innerlich schon auf „Feierabend“ eingestellt war, fragte mich eine Pflegerin, ob ich zu einem Patienten gehen könne, der gleich eine wichtige Operation habe, von der aber alle – auch er selbst – wüssten, dass er sie vermutlich nicht überleben werde. Ich war ziemlich schockiert und fragte erst einmal nach, wie „definitiv“ diese Diagnose sei und ob die Angehörigen schon informiert seien. Sie meinte, er habe große Angst und brauche jetzt jemanden, denn Angehörige seien keine da.

Wie sind Sie mit dieser Situation umgegangen?

Ich ging mit einem ziemlich schlechten Gefühl zum Verwaltungsgebäude, weil ich der hauptamtlichen Seelsorgerin noch etwas bringen wollte und dachte mir dabei schon, dass ich sie fragen werde, ob sie das für mich übernehmen

könne, denn ich fühlte mich absolut nicht dazu in der Lage, diesen „Auftrag“ zu bewältigen. Sie übernahm dann auch für mich und berichtete mir später, dass der Patient wirklich in dem Moment „jemanden“ gebraucht habe, aber in gewisser Weise auch schon für sich „mit dem Leben abgeschlossen“ hatte. Als ich ihn eine Woche später – denn entgegen der Ankündigung hatte er die OP überlebt – dann regulär auf der Station besuchte, sagte er mir dies auch persönlich: Er habe bereits zwei Notoperationen in seinem Leben gehabt und damals schon „Bilanz gezogen“, er habe Enkel in Steinfurt, die er auch noch einmal gesehen habe und von daher wäre das für ihn „schon irgendwie in Ordnung“. Er habe ja auch ein bewegtes Leben gehabt. Nachher fragte ich mich, wovor ich denn eigentlich in der Woche davor so zurückgeschreckt war, dass ich nicht in der Lage war, ihn zu besuchen.

Was war ausschlaggebend?

Zum einen ganz banal: Ich habe noch nie jemanden beim Sterben begleitet, geschweige denn in den „letzten Minuten“ beigestanden, sodass ich keine Ahnung hatte, wie ich mich verhalten sollte. Zum anderen ganz konkret: Die Ankündigung der Schwester, er sei ein definitiver „Todeskandidat“ und habe „Todesangst“, hat mich völlig blockiert. Ich wusste, wenn ich dieses Zimmer betrete, breche ich selber in Tränen aus, noch bevor der Patient es tut, weil mich dort – vermeintlich – so ein „riesiges, dunkles Loch“ erwartet, in das er mich mit hineinzieht und aus dem es kein Entrinnen gibt“. Ich denke, ich hatte Angst vor seiner Angst, die aber im Grunde nur in meinem Kopf so bedrohlich war. Dennoch bin ich froh, dass mir unsere hauptamtliche Seelsorgerin diesen „Fall“ abgenommen hat, da ich für den Patienten in dem Moment sicher keine Hilfe, sondern eher eine zusätzliche Belastung gewesen wäre.

Das Gespräch führte Georg Garz.

¹ Name von der Redaktion geändert.



Einblicke in die Praxis

Aus Abschlussarbeiten zum Kurs „Kranke Menschen seelsorglich begleiten“

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kurses „Kranke Menschen seelsorglich begleiten“ bringen schon zu Beginn ein Verständnis von Seelsorge mit, sonst hätten sie sich nicht für eine seelsorgliche Ausbildung entschieden. Zugleich gehört es zu den Entwicklungsaufgaben, ihr persönliches Seelsorgeverständnis, das ihnen den unmittelbaren Zugang zur Praxis eröffnet, im Kursverlauf zu reflektieren und in einer Abschlussarbeit anhand von Praxisbeispielen zu beschreiben. Möchte man das seelsorgliche Selbstverständnis in wenigen Worten zusammenfassen, kann man sagen: Seelsorge im Krankenhaus ist Begegnung und Begleitung als Gottes Dienst am Menschen. Drei Teilnehmerinnen geben in Auszügen Einblick in ihre Praxis seelsorglicher Gespräche.

Am Leben Anteil nehmen

Am Krankenbett erlebe ich häufig, dass mich viele Menschen, wenn ich mich mit meinem Namen und meiner Rolle – Krankenhausesorge – vorstelle, in Verbindung mit Kirche oder Glaube bringen. Wenn ich ihnen dann mitteile, dass „ich einfach Zeit mitbringe und wir ein wenig sprechen können über das, was Sie gerade beschäftigt“, nehme ich eine zunehmende Aufgeschlossenheit und Gesprächsbereitschaft wahr.

Ich spüre eine gewisse Zurückhaltung, was das Sprechen über Gott angeht – besonders am Krankenbett mit mir fremden Menschen. Das heißt, ich mache sehr selten den Vorschlag, gemeinsam zu beten, es sei denn, ich höre im Gespräch deutlich heraus, wie wichtig es dem Patienten ist. Bei älteren Menschen kommt dieser Wunsch gelegentlich auf. Immer mutiger werde ich mit der Frage „Soll ich für Sie eine Kerze in der Kapelle aufstellen?“ Dies löst oft eine Dankbarkeit in den Menschen aus und lässt ein Lächeln über ihr Gesicht huschen.

In der Begegnung mit den Menschen im Krankenhaus durfte ich immer wieder an ihren „Tiefen des Lebens“ Anteil nehmen. Ich durfte mit ihnen gehen und einfach da sein. Dabei habe ich gelernt, wie wichtig es sowohl für mich als auch für mein Gegenüber ist, mich immer wieder abzugrenzen. Ich muss darauf achten, die Probleme der kranken Menschen nicht zu meinen zu machen und vor allem darauf, die Probleme nicht mit nach Hause zu nehmen. Dies gelingt mir mal gut, mal weniger gut. Vor allem, wenn ihr Schicksal etwas Bekanntes in

mir anrührt, muss ich darauf achten, genügend innere Distanz zu wahren. Dieser Lernprozess fordert mich immer aufs Neue heraus.

Bei meinem letzten Besuch hatte ich ein Gespräch mit einer Frau – Ende fünfzig. Auch bei ihr löste das Wort „Krankenhausesorge“ zunächst Verunsicherung aus: „Was soll ich mit Seelsorge?“ Als ich ihr erklärte, dass „ich nur ein wenig Zeit mitbringe und sie mir das erzählen kann, was sie momentan bewegt“, kam es zu einem langen Gespräch. Sie war wegen einer Augenoperation im Krankenhaus und sollte sich schonen. Sie sollte am besten im Bett liegen. Sie fühlte sich dabei sehr unwohl und hatte den Satz im Kopf: „Was denken denn die anderen, wenn ich hier so faul rumliege?“ Wie sich herausstellte, hatte sie ihr Leben lang hart gearbeitet, nie Urlaub gemacht und war seit 20 Jahren als Altenpflegerin tätig. Sie spürte schmerzlich, wie sie kräftemäßig abbaute. Außerdem hatte sie große Probleme mit ihren Kollegen. Sie sprach von Mobbing und schlechter Stimmung, eingehend mit einem enormen Druck der Leitungsebene auf das Personal. Sie lebe allein in einem kleinen Häuschen, kehre nach der Arbeit meist müde nach Hause zurück. Bedingt durch den Schichtdienst, sähe sie ihre Tochter mit Sohn und ihre Freundin nicht regelmäßig, manchmal sei sie einfach zu müde für Besuch. Ansprüche auf Besuch meldeten aber auch ihre „alten Eltern“ an. Im weiteren Gespräch kam sie immer wieder darauf zu sprechen, dass sie „nicht genießen“ könne. Zu Hause habe sie ein schlechtes Gewissen, wenn sie einfach dasitze und sich ausruhe. „Ich

muss doch was tun!“ – das erlebe sie jetzt auch im Krankenhaus. Um gesund zu werden, solle sie sich aber schonen, sich langsam und vor allem nicht zu viel bewegen.

Im Gespräch wurde deutlich, dass sie in ihrem Leben einerseits nur über Arbeit Anerkennung bekommen hat, als Kind wie auch bei ihrem Mann, andererseits war es aber nie gut genug gewesen. Sie wurde als Kind trotzdem immer wieder geschlagen. Die Ehe ging in die Brüche, und sie musste für die Schulden ihres Mannes einstehen. Eigentlich forderten immer nur alle von ihr, stellte sie fest. Nur an sich zu denken, das konnte sie gar nicht beziehungsweise löste Angst in ihr aus. Immer wieder fiel ihrerseits der Begriff des „Genießens“, was ihr einerseits fremd war, was sie sich andererseits aber auch wünschte, das zeigte ihre Mimik, die bei dieser Äußerung gleich lebendiger wurde. Zum Ende gab ich ihr die „Erlaubnis“, im Bett zu liegen, nichts zu tun und zu versuchen, es zu genießen. Ihr Gesicht hellte sich wieder auf, und sie bedankte sich herzlich für das gute Gespräch.



Sabine Düro

Ehrenamtliche in der Seelsorge
im St.-Franziskus-Hospital Münster

Das Geschenk des Wachsens

Seelsorge hat für mich mit Zeit, mit konzentriertem Interesse für den anderen und seine Geschichte, hat mit dem „Mitspüren“ zu tun. Mein Wunsch zu Beginn der Ausbildung war es, den Menschen in ihrer momentanen Situation, die oft unabänderlich ist, Hoffnung zu

geben, dass sie nicht allein sind. Dass sie ihre Sorgen, Nöte einem „Höheren“ anvertrauen können, der da ist. Mein Gottesbild: „Gott ist da“, „Gott ist Liebe.“ „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!“ – dieser Satz drückt für mich aus, was „christlich“ bedeutet. Ich verstehe das als aktives Moment: Ich muss aktiv werden. Ich habe die Aufgabe, Menschen

wahrzunehmen, da zu sein, manchmal zu handeln. Dabei ist es wichtig, den „Nächsten“ nicht zu bevormunden, sondern ihn so zu lassen, wie er ist. Nächstenliebe ist für mich, den einzelnen Menschen zu helfen, sich selbst wahrzunehmen und zu erkennen. Vielleicht kann er dann seinen eigenen Weg finden, um wieder mit sich eins zu sein.

Wie die „aktive Hilfe“ ausschauen könnte, habe ich im Kursabschnitt „Das Seelorgegespräch“ gelernt. Ein Gespräch soll „ein Segen“ sein. Es soll „Räume“ eröffnen, helfen, neue eigene Möglichkeiten zu entdecken oder sich selbst besser zu verstehen. Neue Hoffnung, neue Sichtweisen, neuen Mut finden, um mit Problemen fertig zu werden. Verständnis und Gemeinsamkeit zu fühlen, sich in einem großen Zusammenhang sehen – als Kinder Gottes. Dabei sind Seelersorger und Gesprächspartner auf einer Ebene: Sie sind Suchende, die immer besser „verstehen“, die dem Leben einen Sinn geben und sich so gegenseitig das

Geschenk des „Wachsens“ machen. Oft führen die Gespräche in alte Zeiten. Ganze „Biografien“ werden erzählt – eine Spiegelung der persönlichen Lebensleistungen durch mich führt häufig dazu, dass mein Gegenüber sich und seine Stärken wahrgenommen und wertgeschätzt fühlt. Das „Feiern“ mit einem Dank für dies möglich gewordene reiche Leben würde ich noch gern verstärkt einbeziehen, etwa mit einem dankenden Segen: „Gott segne und behüte dich, der du immer für deine Lieben da warst. Danke für dieses reiche Leben! Gebe ihm Kraft, Glauben und Liebe für seinen weiteren Weg. Im

Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“



Andrea Steggemann

Ehrenamtliche in der Seelsorge
im Elisabeth-Krankenhaus Recklinghausen

Gottes Anwesenheit spüren

Ich möchte den Menschen zuhören, eine kurze Weile bei ihnen sein, ihnen die Möglichkeit geben, Dinge und Begebenheiten auszusprechen, die sie sonst niemandem sagen können oder die sie schon lange nicht mehr ausgesprochen haben. Sie haben die Möglichkeit zu weinen, zu trauern, Abschied zu nehmen von Vergangenen. Manche möchten mit Kirche nichts zu tun haben, erkennen aber doch Gottes Wirken, Gottes Dasein. In der Zeit meines Praktikums habe ich viele Menschen kennen gelernt. Lockere, allgemeine Unterhaltungen, schmerzvolle Erinnerungen aus der Vergangenheit, Sorgen und Ängste vor Operationen waren Inhalte der Gespräche. Glaubensgespräche sind seltener, aber nicht nur ich spüre Gottes Anwesenheit. Ablehnung erfahre ich nicht, sondern Dankbarkeit für mein Kommen.

Im Zuhören liegt die Kraft! Ich stelle fest, je stiller ich bin, umso gesprächiger wird mein Gegenüber. Je mehr ich mich zurücknehme, umso länger werden die Gespräche. Die Gespräche hören nicht auf, sie werden intensiver. Ich weiß noch nicht, ob meine seelsorgliche Begleitung Auswirkung auf das alltägliche Leben hat, bemerke aber eine Zufriedenheit und Ruhe im Moment. Die Menschen bedanken sich für mein Zuhören und äußern sich positiv zur ehrenamtlichen

Seelsorge. Bei sehr intensiven und emotionalen Gesprächen merke ich, wie viel Kraft es benötigt zuzuhören, Trauer und Tränen auszuhalten. Ich spüre, dass lang zurückliegende Begebenheiten noch immer Auswirkungen auf das Leben haben. Ich bin aber auch dankbar, dass die von mir besuchten Menschen mir teilweise sehr persönliche Dinge erzählen, obwohl oder vielleicht gerade weil ich ihnen fremd bin.

Vor meinen Besuchen bete ich in der Kapelle mein Gebet um Kraft und Geduld für die bevorstehenden Begegnungen und fühle, dass Gott bei mir ist: „Gott Vater im Himmel. Schenke mir die Kraft des Zuhörens und Worte des Verstehens zur rechten Zeit bei den kommenden Begegnungen. Ich bitte um deinen Segen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“

Frau M. ist bisher mein intensivster Besuch. Sie ist 77 Jahre, lebte bis jetzt bei ihrem Sohn. Am Tag meines ersten Besuches wurde sie am Oberschenkelhals operiert. Sie hat Angst. Sie erzählt nicht viel, ist müde. Auf ihren Wunsch hin bete ich mit ihr, lese den Psalm 23 und zünde in der Kapelle eine Kerze an. Ich darf wiederkommen und verabschiede mich. Eine Woche später besuche ich sie wieder. Sie liegt im Einzelzimmer. Sie wirkt hoffnungslos, hat keine Kraft, kann nicht aufstehen. Sie habe immer

schwer gearbeitet, möchte jetzt aber ihre Ruhe. „Ich möchte sterben!“ sagt sie im intensiven Gespräch über ihren Glauben und die Hoffnung. Sie findet etwas Kraft. Ich schenke ihr ein Heft über die Hoffnung, worüber sie sich freut. Sie wird es lesen. Bevor ich mich verabschiede, lese ich ihr wieder den Psalm 23 vor und zünde eine Kerze an – fast wie ein Ritual.



Gisela Willesch

Ehrenamtliche in der Seelsorge
im Elisabeth-Krankenhaus Recklinghausen

Inklusive Sternstunden

Vernetzung von Gemeinde und kirchlicher Einrichtung in einer Pfarrei

„Brücken bauen über Grenzen“: Dieser auffordernde Titel der Ausbildung für seelsorgliche Begleiter in Einrichtungen der Behindertenhilfe gilt wechselseitig. Auf beiden Seiten der Brücke entstehen Sternstunden, wenn es tatsächlich zur gegenseitigen Teilhabe und Teilgabe kommt. Das Zusammenspiel von pastoralen Mitarbeitern in der Pfarrei und einer seelsorglichen Begleiterin in der Einrichtung wird dann zum Motor, der auf beiden Seiten Menschen in Bewegung bringt.

Ein Montagabend mitten in der Adventszeit: In der Marienkapelle der St.-Johannes-Kirche in Oelde findet eine „Sternstunde“ statt. So nennt sich eine Gottesdienstreihe im Advent. Eine besondere Sternstunde war dieser Wortgottesdienst, weil er von Bewohnerinnen und Bewohnern des Ambrosius-Hauses Oelde, einer Wohneinrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, gemeinsam mit Mitgliedern des Gemeindeausschusses St. Johannes vorbereitet wurde. In der Begrüßung betonte Pfarrer Karl-Hermann Kemper, wie sehr sich die Gemeinde darüber freut, dass das Ambrosius-Haus zu einem kirchlichen Ort in der Gemeinde geworden ist. Kirchliche Orte, wo Glaube gelebt und Kirche lebendig wird, könnten besonders die Einrichtungen der Kranken-, Alten- und Behindertenhilfe sein, wenn Brücken der Begegnung zueinander gebaut und in beide Richtungen begangen werden.

Von Anfang an haben sich die Verantwortlichen des Ambrosius-Hauses, einer seit zwei Jahren bestehenden Einrichtung der Caritas, bemüht, den Kontakt zur Gemeinde aufzubauen. Regelmäßig besuchen Bewohnerinnen und Bewohner des Ambrosius-Hauses den Gottesdienst in der St.-Johannes-Kirche. Umgekehrt ist die Gemeinde zum jährlichen Sommerfest in das Ambrosius-Haus eingeladen. Auch der Pfarrei war es von Anfang an wichtig, das Ambrosius-Haus als einen Teil der Gemeinde St. Johannes anzusehen, als einen Ort, an dem Gemeindeleben stattfindet und Glaube gelebt wird.

In der gemeinsamen Sternstunde wurde die Heilerziehungspflegerin Daniela Pieper als seelsorgliche Begleiterin für das Ambrosius-Haus kirchlich beauftragt. Im Jahr 2013 hat sie die Ausbildung zur seelsorglichen Begleiterin abgeschlossen und ist von der Einrichtung für ihre seelsorgliche Aufgabe offiziell mit einem Teil ihrer Arbeitszeit freigestellt. Beauftragt ist sie zum einen für die seelsorgliche Begleitung der Bewohnerinnen und Bewohner der Einrichtung und zum anderen für die Vernetzung

» Auf diese Weise entsteht eine Kooperation, von der Einrichtung und Pfarrei profitieren.

mit der Pfarrei. Pfarrer Kemper freut sich sehr mit ihr eine Mitstreiterin und kompetente Ansprechpartnerin in der Einrichtung zu haben. Von Seiten der Pfarrei zeigen sich Diakon Thomas Berger und Pfarrer Karl-Hermann Kemper für die Seelsorge mit den Bewohnerinnen und Bewohnern verantwortlich. Auf diese Weise entsteht eine Kooperation, von der Einrichtung und Pfarrei profitieren, durch die beide Seiten zusammenwachsen und zu einer Einheit werden können.

Dies ist in vielen Bereichen spürbar. In der Einrichtung wurde etwa gefragt, wer als Messdiener in der St.-Johannes-Kirche tätig sein möchte. Vier begeisterte Bewohnerinnen und Bewohner haben daraufhin mit der Ausbildung zum Messdiener begonnen. In St. Johannes fanden sich vier engagierte Messdiener, die die Ausbildung begleiten und bald

als „Paten“ an der Seite der „Ambrosius-Messdiener“ dienen werden. In Oelde gehört die Einrichtung der Behindertenhilfe selbstverständlich zur Gemeinde dazu. Die wechselseitige Vernetzung durch Haupt- und Ehrenamtliche, das Wissen um verlässliche Ansprechpartner auf beiden Seiten und die geistliche Begleitung in der Seelsorge lässt weitere „inklusive Sternstunden“ erwarten.



Diakon Thomas Berger
Pfarrei St. Johannes Oelde
berger-t@bistum-muenster.de



Emmaus-Erfahrung

Spiritualität in der seelsorglichen Begleitung

„Die für mich bedeutsamste Übersetzung von Glaube ist: Begegnung, Begegnung mit Gott und den Menschen, letztendlich auch mit mir selbst.“ Für Reinhold Leydecker, Krankenhauseelsorger im St.-Marien-Hospital in Lüdinghausen, ist die persönliche und gemeinsame Spiritualität die entscheidende Ressource für Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Einrichtungen.

Das Bild lädt zu einer besonderen Begegnung ein. Zwei dunkel gekleidete Menschen gehen in eine wüstenartige Landschaft hinein. Eine dritte Person ist nur in schemenhaften Umrissen zu erkennen (vgl. 1. Kor 13, 12). Alle drei scheinen in ein intensives Gespräch vertieft zu sein. Dieses Bild und die Emmaus-Geschichte sind eine passende Beschreibung dessen, was in der seelsorglichen Begleitung, zum Beispiel im Krankenhauskontext, geschieht:

Menschen in der Krise begleiten
Zeiten der Krankheit erleben viele

Menschen als „Erfahrung der Wüste“, des Ausgesetztseins. Viele Patienten empfinden Angst, Schmerz, Alleinsein und Hilflosigkeit. Körperliche Leiden, Schmerzen und lebensbedrohliche Diagnosen stürzen einen Menschen oft in eine Krise. Er durchlebt Angst und Verzweiflung, Resignation und Trauer. Auch sein Glauben und Beten, insofern es ihm bislang wichtig war oder in der Krankheit wichtig wurde, wird nicht selten in diese Krise mit hineingezogen. Krankheit ist in der Regel eine Krise des ganzen Menschen: körperlich, geistig und seelisch, existenziell, spirituell und sozial.

Die Perspektive des Glaubens: Christen und mit ihnen die Angehörigen der anderen monotheistischen Religionen, erinnern sich in solchen „Wüstenzeiten“ an die Aussage der Bibel. Dort begegnet uns Gott als ein Freund des Lebens, auch und besonders in schweren Zeiten. Wie Moses möchte er jedem sagen: Ich habe das Elend meines Volkes gesehen. Ich bin Jahwe, der ICH BIN DA FÜR EUCH (Ex 3,14).

Dieser Gott ist freilich nicht verfügbar. Gerade angesichts des Leids und der Leiden der Menschen bleibt er der letzt-

lich Nichtbegreifbare, Schemenhafte, Unsichtbare. Die Frage nach dem **Warum** und **Wozu** bleibt oft ohne Antwort und muss doch gestellt und gehört werden. Das ist für den seelsorglichen Begleiter nicht leicht auszuhalten und bedarf einer eigenen gereiften Gottesbeziehung, die um diese „Wüstenzeiten“ weiß. Das Dasein Gottes hat sich für Christen in einzigartiger Weise in der Menschwerdung Jesu Christi gezeigt: Er weiß um unsere Not und um unsere Todesangst, weil er sie am eigenen Leib erlebt hat. Dieser Glaube muss sich aber immer wieder in uns durchsetzen, besonders dann, wenn wir dunkle Erfahrungen machen, wenn unser bisheriges Gottes-, Selbst-, Menschen- und Weltbild nicht mehr zu den Erfahrungen passt, die wir machen. Gott will uns in unserer konkreten Wirklichkeit begegnen. Durch Jesus Christus hat er sich bleibend mit uns in Beziehung gesetzt und bleibt mit uns auf dem Weg.

„Der Mensch ist kein Wesen, das in sich fertig und vollständig wäre und außerdem, wenn er es wollte, zu Gott in Beziehung treten könnte, sondern diese Beziehung ist für ihn wesentlich.“

Romano Guardini

Seelsorgliche Begleitung ist ein personales Angebot, Menschen in Zeiten der Krise, Freude und Trauer zu begleiten und nach einer neuen, tragfähigen, tröstlichen und heilsamen Perspektive und Gottesbeziehung zu suchen. Dabei spielt der persönliche Glaube des Begleiters eine entscheidende Rolle. Den seelsorglichen Begleitern stehen weder Medikamente noch Geräte zur Verfügung, sondern sie selbst sind das Instrument, das zum Einsatz kommt. Mit „leeren Händen“, aber mit „offenem Herzen“ kommen sie zu den Kranken, ihren Verwandten oder auch zu den Mitarbeitern, um sich mit ihren Erfahrungen und ihrem Glauben als Wegbegleiter anzubieten.

Ehrenamtliche in der Krankenhausseelsorge

Im Rahmen des Pilotprojekts: „Ausbildung für Ehrenamtliche in der Krankenhausseelsorge“ habe ich vier Teilneh-

merinnen in der praktischen Ausbildung begleitet und an einem der fünf Kursblöcke als Referent mitgewirkt (Praktische Elemente, Spiritualität, Gespräch). Außerdem war ich als Praxisbegleiter für einen Mitarbeiter tätig, der die Ausbildung zum „Seelsorglichen Begleiter in Einrichtungen der Altenhilfe“ absolviert hat. In diesen Funktionen ist mir die Bedeutung der eigenen Spiritualität in der Krankenhausseelsorge noch deutlicher geworden. Besonders in dieser Hinsicht habe ich selbst viel von den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern lernen können. Wir lernen weiterhin voneinander, denn bis heute bilden sie mit mir zusammen das Seelsorgeteam im St.-Marien-Hospital Lüdinghausen und im St.-Ludgerus-Altenwohnheim in Lüdinghausen.

Begleitung braucht Begleitung

Wer andere Menschen in schwierigen Lebens- und Glaubenssituationen begleiten will, tut gut daran, selbst Formen der persönlichen und gemeinsamen Spiritualität zu suchen und zu kultivieren. Die Pflege der Beziehung zu Gott und den Menschen scheint mir unabdingbar, um mit Zuversicht, Freude und Verantwortungsbewusstsein in der Krankenhausseelsorge arbeiten zu können. In der hohen Belastung, die diese Arbeit mit sich bringt, auch für die Ehrenamtlichen in der Krankenhausseelsorge, braucht es einen „Lastenausgleich“, ohne den die Seelsorgerinnen und Seelsorger schnell ausgebrannt und oberflächlich werden und an Authentizität verlieren. Ohne die Quelle lebendigen Wassers, die Beziehung zu Gott (vgl. Die samaritanische Frau am Jakobsbrunnen, Joh 4, 1 - 26), verkünde ich sonst leicht mit Wort und Tat mich selbst, geleitet von der Angst, vor den Augen der anderen nichts oder zu wenig zu sein, nach dem eigenen Erfolg zu schielen und ohne Rast und Ruh durch den Tag zu hetzen.

Lebendige Glaubensgemeinschaft

Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des ersten Ausbildungskurses zum „Ehrenamtlichen in der Krankenhausseelsorge“ ist die geistliche Begleitung, die geistliche Atmosphäre im Kurs und darüber hinaus sehr wichtig. In der Ar-

beitsgruppe des Pilotprojekts haben wir überlegt, wie diese wesentliche Ressource für seelsorgliche Begleiter erhalten, gefördert und gestaltet werden kann, sowohl für die bereits Ausgebildeten, als auch für die Teilnehmenden eines neuen Kurses. Die geistliche Gemeinschaft in einer Gruppe wächst in dem Maß, wie sie als grundlegendes Beziehungsgeflecht zu Gott und zueinander verstanden und wertgeschätzt wird. Sowohl in der Begleitung von Menschen, etwa am Krankentbett, als auch in der Dienstgemeinschaft ist es ein Quantensprung, wenn zu dem notwendigen Gespräch das gemeinsame oder stellvertretende Gebet hinzukommt, das Wissen darum, dass der andere mich auch mit den Augen Gottes zu sehen und zu verstehen sucht. Die Erfahrung von lebendiger Glaubensgemeinschaft ist ansteckend und gibt Kraft, Trost und immer wieder Freude in der oft schweren Arbeit. „Und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?“ (Lk 24, 32)

Emmaus-Erfahrungen gibt es, wo sich Menschen miteinander im Glauben auf den Weg machen, zum Beispiel in der Krankenhausseelsorge, und auf mehr vertrauen als auf das, was sie selbst tun können.

Eine ausführliche Fassung dieses Beitrages im Internet: www.unsere-seelsorge.de



Pastoralreferent Reinhold Leydecker
Krankenhausseelsorger im
St.-Marien-Hospital Lüdinghausen
seelsorge@smh-luedinghausen.de



Nicht mehr allein (zuständig)

Seelsorgliche Zusammenarbeit im Krankenhaus

Johann Grabenmeier ist Krankenhausseelsorger im St. Josef-Stift in Sendenhorst und im angegliederten Reha-Zentrum. Seit 2012 arbeitet er dort im Team mit zwei Ehrenamtlichen.

Bis sich zwei Teilnehmerinnen des ersten Ausbildungskurses „Kranke Menschen seelsorglich begleiten“ Mitte des Jahres 2012 entschieden, im St.-Josef-Stift in Sendenhorst ihren Dienst zu tun, wurde ich als der hauptamtliche Kran-

kenhausseelsorger nur für die Gottesdienste und die Spendung der Sakramente durch einen emeritierten katholischen Krankenhauspfarrer unterstützt. Mit den Besuchen und Begleitungen der Kranken stand ich allein da. Mir fehlte

eine Möglichkeit, um mit anderen meine Fragen und meine Erfahrungen zu besprechen; obwohl ich eine „kollegiale Supervision“ mit drei weiteren Krankenhausseelsorgerinnen und -seelsorgern habe. Durch die beiden ehrenamtlichen

» Der Einsatz der ehrenamtlichen Seelsorgerinnen hat sich gelohnt: für die Patienten, für die Ehrenamtlichen, für mich.



seelsorglichen Begleiterinnen hatte ich nun eine „Dienstbesprechung“ vor Ort.

Zunächst wurden die beiden Seelsorgerinnen in einer ökumenischen Andacht gesegnet und durch den katholischen Pfarrer, die evangelische Pfarrerin und den Krankenhausesseorsorger offiziell in ihren Dienst eingeführt. Sie lernten das Haus kennen und entschieden sich für jeweils eine Station, auf der sie an jedem Donnerstagnachmittag Besuche machen. Beide bekommen von der Stationsleitung Namen von Patientinnen und Patienten mitgeteilt, die sie besuchen können.

In den ersten Monaten haben wir uns wöchentlich zu einem kurzen Austausch getroffen, mittlerweile haben wir einen festen monatlichen Termin, an dem wir uns eine Stunde Zeit nehmen, um uns auszutauschen. Schon die unterschiedliche Wahrnehmung der kranken Menschen ist für alle bereichernd. Zudem bringen die Ehrenamtlichen ihre Erfahrungen aus anderen beruflichen Kontexten wie der Altenarbeit und Seniorenpflege mit ein.

In einigen Gesprächen haben wir die Besuche durch Fallbesprechungen intensiv nachgearbeitet. Spannend waren diese Gespräche für mich, weil Frauen

manche Situation anders wahrnehmen und angehen, als ich das als Mann tue. Ein anderes Thema war die persönliche Verarbeitung der Besuche. Beide Ehrenamtlichen haben sich ein Buch zugelegt, in dem sie ihre Eindrücke und Erfahrungen niederschreiben und dadurch sortieren und verarbeiten. Meine Rolle hat sich im Laufe des Jahres verändert. Sie veränderte sich vom Ausbilder und Mentor zum Begleiter und Kollegen in der Krankenhausesseorsorge. Ich wurde zunehmend mehr zum Bindeglied zwischen der Krankenhausleitung und den ehrenamtlichen Seelsorgerinnen, da sie über mich die notwendigen Informationen vom Haus erhielten.

Die beiden seelsorglichen Begleiterinnen haben im Jahre 2012 249 Besuche gemacht. Auf den Stationen wird der Besuchsnachmittag sehr geschätzt. Sie werden inzwischen zu den Nachmittagen für ehrenamtlich Engagierte und zur Weihnachtsfeier, zum Besinnungstag und zum Jahresausflug der ehrenamtlichen Dienste eingeladen. Mein Resümee nach einem Jahr: Der Einsatz der ehrenamtlichen Seelsorgerinnen hat sich gelohnt:

- für die Patienten, die nun auch weibliche Ansprechpartner haben,
- für das Krankenhaus, das die Menge der zusätzlichen Besuche und damit

die verbesserte seelsorgliche Begleitung schätzt,

- für die Ehrenamtlichen selbst, die Arbeit macht ihnen Spaß, und sie nehmen viele Lebenserfahrungen mit nach Hause und
- für mich, der den kollegialen Austausch mit ihnen sehr begrüßt. Dieser Austausch tut gut und bringt uns als Seelsorgeteam weiter.



Johann Grabenmeier

Pastoralreferent und grad. Supervisor
Krankenhausesseorsorger im St. Josef-Stift
in Sendenhorst
grabenmeier@st-josef-stift.de



Gemeinsam unterwegs

Kooperative Seelsorgliche Begleitung im St.-Franziskus-Hospital in Münster

In den Einrichtungen der Franziskus-Stiftung Münster ist die Seelsorge ein wesentlicher Bestandteil der ganzheitlichen Betreuung kranker Menschen. Seelsorge soll die Liebe Gottes für die Menschen ansichtig und erfahrbar werden lassen. Seit einiger Zeit versehen neben den hauptamtlichen auch ausgebildete ehrenamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger in verschiedenen Krankenhäusern ein Mal in der Woche ihren Dienst am Krankenbett. Dabei ist ihr Einsatz für den erkrankten Menschen durchaus gleichwertig, aber nicht gleichartig. Pastorin Rachel Seifert und Pastoralreferentin Annegret Wolf geben Einblick in ihre Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen.

Für das hauptamtliche Seelsorgeteam im St.-Franziskus-Hospital bedeutet der Einsatz von ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern einen großen Gewinn. Ihre Arbeit unterscheidet sich

in Ausrichtung und Kompetenz dank der mitgebrachten Charismen, der guten Ausbildung und dem Erfahrungszuwachs – je länger je weniger – von dem Tun der Hauptamtlichen. Schon durch

das qualifizierte Auswahlverfahren und die Ausbildung der Ehrenamtlichen sowie durch die Verpflichtung auf die Leitlinien des Hauses ist für unsere Zusammenarbeit dasselbe Fundament

und die Ausrichtung auf gemeinsame Ziele gegeben. Von diesem Fundament aus können beide, Haupt- und Ehrenamtliche, auf alle Menschen im Haus zu gehen, unabhängig von ihrer Konfession und im ökumenischen Geist.

Mit Ausnahme der sakramentalen Dienste übernehmen die ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger im

» Von Hauptamtlichen eingehaltene Rahmenbedingungen sind unabdingbar für ein Gelingen von ehrenamtlicher seelsorglicher Arbeit im Krankenhaus.

St.-Franziskus-Hospital einen guten Teil der täglichen Arbeit am Krankenbett – aber diese Ausnahme ist nicht begründet in der Unterscheidung zwischen Haupt- und Ehrenamt, sondern in der Trennung zwischen Laien und Geweihten. Auf den ihnen zugeteilten Stationen entlasten uns die Ehrenamtlichen spürbar durch ihren Dienst und halten uns damit den Rücken frei für langfristige engmaschige Begleitungen und die durch die Rufbereitschaft eintretenden Notfälle.

Trotzdem unterliegt der Dienst der Ehrenamtlichen in der Institution Krankenhaus Begrenzungen: Die ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger arbeiten mit einem beschränkten, selbst gewählten Zeitkontingent – freiwillig –, sie sind nicht in die Rufbereitschaft eingebunden und sind außerhalb ihres Stundenkontingents nicht erreichbar. Diese Begrenzungen sind nicht als Mangel zu verstehen, sie sind Voraussetzung für einen nicht überfordernden ehrenamtlichen Dienst.

Eine andere Grenze betrifft die Zuständigkeit des Seelsorgeteams für die Mitarbeitenden des Hauses. Ansprechpartner zu sein für Ärzte, Pflegende und andere hauptamtlich Tätige im Haus, im Konfliktfall Vermittlungsaufgaben zu übernehmen, gemeinsam das Leitbild zu entwickeln und andere übergreifende Tätigkeiten sind genuine Aufgaben der Hauptamtlichen. Nur sie können auf struktureller Ebene in einem Krankenhausunternehmen aufgrund ihrer Stellung legitimiert handeln.

Von Hauptamtlichen gehaltene Rahmenbedingungen sind unabdingbar für ein Gelingen von ehrenamtlicher seelsorglicher Arbeit im Krankenhaus. Das gilt in formaler Hinsicht, wie auch für die Inhalte der Arbeit. Die Hauptamtlichen stehen für diese Kontinuität ein.

Eine gute Ausbildung vorausgesetzt, wie sie über das Bistum Münster und die

Franziskus-Stiftung im vergangenen Jahr exemplarisch angeboten wurde, brauchen die Ehrenamtlichen dauerhaft eine zuverlässige Begleitung durch die hauptamtlichen Kräfte im Haus. Dabei haben sich die regelmäßigen Fallbesprechungen unter der Supervision der Mentorinnen sehr bewährt. Auch das kurze abklärende Gespräch mit der jeweiligen Hauptamtlichen im Büro kann nach getaner Arbeit schon Entlastung und Vergewisserung für den nächsten Einsatz bringen. Die Hauptamtlichen sind ebenso dafür verantwortlich, dass eine Ehrenamtliche nicht im Getriebe der Institution untergeht, dass sie einen Platz hat, und dass sie bei Konflikten auf die Fürsorge und den Schutz der Hauptamtlichen vom Seelsorgeteam bauen kann.

Für die Zukunft können wir Hauptamtlichen uns noch eine Intensivierung in der Kooperation mit den ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern vorstellen, beispielsweise durch gemeinsame Dienstbesprechungen in regelmäßigen Abständen. Ebenso könnten wir uns anstelle der unter unserer Supervision durchgeführten Fallbesprechungen eine gemeinsame kollegiale Beratung vorstellen. Unter bestimmten Themenschwerpunkten wäre sicher auch die Öffnung unseres Klausurtages, den wir Hauptamtlichen zweimal im Jahr durchführen, für die Arbeit der Seelsorge im Hospital sinnvoll. Darüber hinaus wäre eine Vernetzung sämtlicher psychosozialer Dienste im St.-Franziskus-Hospital inklusive der ehrenamtlichen Seelsorge-

rinnen und Seelsorger sehr wünschenswert. Aber das ist nun wahre Zukunftsmusik ...

Die kooperative seelsorgliche Begleitung zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen ist für uns ein Beispiel, wie Menschen mit ihren unterschiedlichen Biografien und Charismen und vor allem auch in ihren unterschiedlichen Funktionen und Rollen ihr Christsein im Dienst an den Menschen im Sinne des Pastoralplans für das Bistum Münster gestalten: „Ein Schatz der Kirche sind die Menschen mit ihren unterschiedlichen Begabungen und Fähigkeiten. Es gilt, diese Charismen zu entdecken, wertzuschätzen und ihnen vertrauensvoll Räume zu eröffnen.“¹

¹ Aus: „Die Sendung der Kirche im Bistum Münster“, IV. Beschluss des Diözesanrates vom 16. September 2011, zitiert nach dem Pastoralplan 2013.



Pastorin Rachel Seifert
St.-Franziskus-Hospital Münster
rachel.seifert@t-online.de



Pastoralreferentin Annegret Wolf
St.-Franziskus-Hospital Münster
annegret.wolf@sfh-muenster.de



Stärken und Grenzen

Gespräch mit Kursleitungen von Angeboten zur seelsorglichen Begleitung

Inzwischen haben sechs Kursreihen der Ausbildung zur seelsorglichen Begleitung stattgefunden. Was prägt Ihre Eindrücke der Kursteilnehmer besonders?

Peter Bromkamp: Die Teilnehmer waren durchweg hoch motiviert. Natürlich hatten sie bereits vor dem Ausbildungskurs einen Bezug zur katholischen Kirche, zum Teil waren sie aber nicht mehr in ihr beheimatet oder bewusst auf der Suche nach einer neuen Beheimatung.

Martin Naton: Wer sich freiwillig zu einer Aufgabe und der damit verbundenen Qualifizierung meldet, ist hoch motiviert! Fast alle strahlten Freude an der Aufgabe und Lust dazuzulernen aus. Für manche Teilnehmer lag die Quelle der Motivation für die Begleitung anderer in eigenen biographischen Themen:

der Trauer um einen Verstorbenen, der Konfrontation mit der Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit nahestehender Personen, dem Bedürfnis, nach dem Eintritt in den Ruhestand eine neue, sinnvolle Tätigkeit zu beginnen oder manchmal auch dem Gefühl, irgendetwas wiedergutmachen zu wollen. Ich sehe die große Chance für Ehrenamtliche darin, durch einen solchen Dienst die eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Manchmal ist es hilfreich, sich durch aktives Tun mit Teilen der eigenen Vergangenheit auszusöhnen.

Wo sehen Sie die Stärken der Kursteilnehmer?

Reinhold Leydecker: Die Stärke liegt in ihrer Ehrenamtlichkeit. Patienten, Angehörige und Mitarbeiter schätzen ihr freiwilliges Engagement, ihre Freund-

lichkeit, ihre Authentizität, und den Mut, zu gegebener Zeit feinfühlig den Glauben, das Gebet, einen Segen oder den Sakramentenempfang ins Spiel zu bringen.

Martin Naton: Eine große Stärke liegt in der Freiheit, mit der die Beteiligten an ihre Aufgabe gehen. Sie können selbst entscheiden, ob sie sich für einen überschaubaren Zeitraum oder langfristig engagieren möchten, wie viele Stunden pro Woche sie einsetzen, wie viele und welche Bewohnerinnen und Bewohner sie besuchen möchten. Diese Freiheit zu haben, ist ein Garant für die Beständigkeit der Motivation.

Peter Bromkamp: Allen gemeinsam war ein hohes Engagement, Einsatzbereit-

schaft und der Wille zu einem reflektierten Einsatz in der Seelsorge. Viele brachten aus ihren beruflichen Kontexten fundierte Kenntnisse für ihren Einsatz mit, zum Beispiel als Krankenschwestern oder aus anderen Tätigkeiten im Gesundheitswesen. Alle hatten schon persönliche Erfahrungen in ihrem Aufgabenfeld.

Monika Stammen: Das gilt in besonderer Weise für die teilfreigestellten seelsorglichen Begleiter in Einrichtungen der Behindertenhilfe. Sie werden neben oder inmitten ihrer pflegerischen oder pädagogischen Arbeit seelsorglich tätig. Ihre beruflichen Erfahrungen in lebenspraktischen Dingen, ihre Herzenswärme und Liebesfähigkeit befähigen sie, ihr seelsorgliches Handeln zu erden. Sie sind nah bei den Menschen und ihren Bedürfnissen und entwickeln daraus Handlungsschritte für die Seelsorge.

Ließen sich im Kurs Grenzen erkennen, an denen seelsorgliche Begleiter überfordert wären, wo Sie von den hauptamtlichen Begleitern der Begleiter auch geschützt werden müssen?

Peter Bromkamp: Das Kurskonzept sieht diese Thematik ausdrücklich vor, und die meisten Teilnehmer sind oder werden sich ihrer Grenzen bewusst. Eine Stärke des Kurses ist gerade die intensive Reflexion der unterschiedlichen Rollen von hauptamtlich und ehrenamtlich Seelsorgenden.

Monika Stammen: Gerade weil die Teilnehmerinnen und Teilnehmer so hoch motiviert sind und so viele Bedürfnisse wahrnehmen, benötigen sie nicht nur Unterstützung, sondern manchmal auch Bremsen. Sie brauchen Ermutigung, gut für sich selbst zu sorgen.

Reinhold Leydecker: Es ist wichtig zu erkennen, dass die Ehrenamtlichen nicht wie Hauptamtliche einzusetzen sind. Ihr Dienst muss gut auf ihre persönlichen Rahmenbedingungen abgestimmt sein. Die seelsorglichen Begleiter sollten auch nicht ohne Weiteres mit sehr schweren seelsorglichen Aufgaben betraut werden, wie etwa Sterbegleitung, Verabschiedungen von Verstorbenen, Trauerbeglei-

tung oder umfangreichen, komplizierten Begleitungen von Mitarbeitern oder Angehörigen.

Reinhold Leydecker: Damit sich die seelsorglichen Begleiter mit ihren Möglichkeiten und Grenzen in die Arbeit im Krankenhaus einbringen können, braucht es immer wieder die Rückversicherung im Mentorengespräch und ebenso die geistliche Verbundenheit. Eine gute Balance zwischen privatem, beruflichem und ehrenamtlichem Engagement muss immer wieder in den Blick genommen werden.

Martin Naton: Es gibt einen Balanceakt zwischen der Freiheit der Ehrenamtlichen, ihr seelsorgliches Engagement zu gestalten, und der notwendigen festen Struktur, damit ehrenamtliches Engagement nicht in Beliebigkeit endet. Freiheit und Verlässlichkeit ergänzen einander. Diese Struktur bieten der Qualifikationskurs und die feste Anbindung an eine Institution. Wenn Ehrenamtliche etwa offensichtlich ihre biographischen Themen für sich noch nicht ausreichend geklärt haben, kann es notwendig sein, dass die Kursleitung Teilnehmer darauf hinweist, dass eine seelsorgliche Aufgabe zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sinnvoll ist. Darauf zu achten, dass Teilnehmer nicht zu „Helfer-Tätern“ und Bewohner der Alteinrichtungen nicht zu „Besuchs-Opfern“ werden, ist in den Institutionen Aufgabe der hauptamtlich Verantwortlichen.

Unterscheiden sich Kurse zur seelsorglichen Begleitung von anderen Kursen im kirchlichen Bereich?

Reinhold Leydecker: Die gelungene Verbindung von theoretischem Lernen in den Kursen und praxisorientiertem Lernen im Krankenhaus scheint mir etwas Besonderes zu sein. Das Ausbildungskonzept ist gut durchdacht und umsetzbar, auch wenn es immer etwas zu verbessern gibt.

Monika Stammen: Die seelsorglichen Begleiter in den Einrichtungen der Behindertenhilfe müssen zwei Rollen managen, die häufig sehr große Schnittmengen haben. Sie arbeiten in

der Einrichtung zum Großteil in ihrem normalen Beruf, sind aber gleichzeitig für Seelsorge zuständig. Zusätzlich zu ihrer hohen Motivation, diakonisch und seelsorglich tätig zu sein, sind sie noch mit ihrer Rollenfindung beschäftigt und durch die sich daraus möglicherweise ergebende Überbelastung gefährdet. Daher sollte dieser Teil der Ausbildung einen großen Raum einnehmen: Selbstsorge lernen!

Martin Naton: Mir ist wichtig, dass Ehrenamtliche nicht als Lückenbüßer genutzt werden. Die Hauptverantwortung für eine kompetente und qualifizierte seelsorgliche Begleitung trägt nach wie vor der Hauptamtliche. So nachvollziehbar die Idee sein könnte, fehlende hauptamtliche Kräfte durch ehrenamtliche Begleiter zu ersetzen, um Seelsorge vor Ort anbieten zu können, so sehr würde diese Idee aber in die Überforderung führen.

Das Gespräch führte Martin Merckens.

Eine ausführliche Fassung dieses Beitrages im Internet: www.unsere-seelsorge.de

Peter Bromkamp

Krankenhauseelsorger im Knappschaftskrankenhaus in Recklinghausen und Supervisor

Reinhold Leydecker

Krankenhauseelsorger im St.-Marien-Hospital und Pastoralreferent in St. Felizitas in Lüdinghausen

Martin Naton

Krankenhaus-Pastoralreferent in der Gelderland-Klinik, im Clemens-Hospital und im Altenheim „Haus Golten“ in Geldern und Supervisor

Monika Stammen

Pastoralreferentin, Supervisorin und Krankenhauseelsorgerin in der Uniklinik Münster



Seelsorge und Charismen

Pastoraltheologischer Kommentar zu den Praxisberichten

Der pastoraltheologische Blick auf die Berichte aus der seelsorglichen Praxis in diakonischen Einrichtungen hat nur Texte vor Augen, nicht aber konkrete Personen und Situationen. Das bringt Nachteile und Vorteile mit sich: den Nachteil, dass die Texte sich nicht mit Gesichtern und Biographien verbinden und daher keine Anschauung bieten; den Vorteil, dass man die Texte in aller Freiheit von außen und aus der Distanz analysieren kann.

Unter bekannten Personen sind solche Beobachtungen nicht so leicht möglich, weil Kenntnisse, emotionale Bindungen, unliebsame Erfahrungen, Sympathie und Antipathie eine persönlich gefärbte Anschauung vermitteln, ja sogar „betriebsblind“ machen können. Was ergibt eine in diesem Sinn „objektivierte“ Analyse der Texte, und welche angesprochenen oder vernachlässigten Themen verdienen eine weitere Ausfaltung?

Erste Eindrücke

Die ehrenamtlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Kursen sind mehrheitlich in den Bereichen der Krankenhausseelsorge, aber auch in der Altenhilfe und der Behindertenhilfe tätig. Das weibliche Geschlecht überwiegt und damit wohl auch eine besondere Fähigkeit der Empathie. Besonders in den genannten Bereichen geht es um

» Die mystagogische Kunst besteht darin, in den großen und kleinen Lebenserfahrungen nach den Spuren Gottes zu suchen und sie zu finden.

Menschen, die in besonderer Weise sympathischer Zuwendung bedürfen. Die Praxisberichte spiegeln daher ein breites Spektrum von Erfahrungen, ergänzt durch Berichte der hauptamtlichen Mentoren und der Referenten. Die Aussagen erscheinen offen, harmonisch und perspektivenreich, was auf eine gute Atmosphäre in den Kursen und ein ausgewogenes Verhältnis von Sach- und Beziehungsarbeit hindeutet. Sie zeugen von hoher Motivation, von suchender Bewegung und von Engagement. Sie spiegeln überdies die persönlichen Befindlichkeiten der Kursteilnehmer bei ihren Einsätzen, die von erfreulichen und hilfreichen Begegnungen erzählen wie von schwierigen Erfahrungen und Ängsten.

Heilung und Heil unterscheiden und verknüpfen

Die Praxisbereiche machen ebenso deutlich, dass ehrenamtlich Tätige über Motivation und Empathie hinaus weitere Kenntnisse nicht nur kognitiver Art brauchen. Da sie in professionalisierten Bereichen arbeiten, in denen ärztliches und pflegerisches Können gefragt ist, ist eine gewisse Grundkenntnis und ein inneres Verständnis für diese Berufe sehr wichtig. Doch darüber hinaus ist vor allem eine theoretische Grundkenntnis und praktische Ausbildung für seelsorgliches Wirken unabdingbar. In der spirituellen Obdachlosigkeit, in die jeder Mensch in Grenzsituationen oder durch Gewöhnung geraten kann, ist das Obdach für die Seele eine notwendige Hilfe. Wenn ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin zugleich über Kenntnisse in einem anderen Beruf pädagogischer,

pflegerischer oder sozialer Art verfügt, kann dies eine große Hilfe sein, um die Sphären von Heilung und Heil zu unterscheiden und zu verknüpfen.

Von den Dimensionen der Seelsorge, die in den Berichten auftauchen, scheinen mir drei von besonderer Bedeutung für die Zukunft:

1. Aktion und Kontemplation

Wenn die Teilnehmer von ihren diversen Aktionsformen berichten, wie Gesprächen, Gottesdiensten, Totengedenken oder Sterbebegleitung, fällt auf, dass Glaubensgespräch, gemeinsames Gebet oder Segen zwar thematisiert werden, aber doch relativ selten vorkommen. Indirekte Wege zu religiösen Fragen oder

Ritualen scheinen bevorzugt zu werden. Das verweist auf die heutige Sprachnot sowohl bei den Patienten, denen die Seelsorge gilt, als auch bei den Seelsorgern, die in einer Umwelt leben, in der explizite religiöse Ausdrucksformen zwar im kirchlichen Milieu praktiziert werden, doch außerhalb schwierig erscheinen oder bisweilen sogar tabuisiert werden. Wenn es um den Glaubensvollzug oder die Gottesbeziehung geht, scheint daher die mystagogische Kunst am Platz, die darin besteht, in den großen und kleinen Lebenserfahrungen nach den Spuren Gottes zu suchen und sie zu finden. Da in Grenzsituationen von Krankheit und Alter Lebensbilanzen gezogen und Lebensgeschichten erzählt werden, scheint dies ein besonders hilfreicher Weg zu sein.

Anregungen dazu können die bewährten christlichen Meisterinnen und Meister geben. In den Praxisberichten wird nur Ignatius von Loyola als einer der Lebensmeister genannt, aber es gibt eine Wolke von Zeugen der Verinnerlichung und zahlreiche Publikationen der christlichen Lebenshilfe. Sie reicht von Sentenzen der spirituellen Klassiker über Heiligenbiographien bis zu den modernen Schriften eines Thomas Merton oder eines Anselm Grün. Zur Verinnerlichung verhilft auch die Betrachtung von Kunstwerken, Bildern Christi oder Marias oder der Heilsergebnisse wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Wie viele Darstellungen der Emmaus-Erzählung haben Künstler über die Jahrhunderte geschaffen und damit spirituell inspiriert!

2. Wort und Sakrament

Die Dimension des Gesprächs wird in den Praxisberichten zu Recht stark betont. Sie macht die Stärke seelsorglicher Begegnung und Begleitung aus, das

» Ehrenamtliche Dienste haben auch den Verweischarakter auf andere situationsangemessene Sakramente, bei denen die Zugänge nicht selten verschüttet sind.

rechte Wort zu finden, das nicht dirigiert, sondern befreit; das nicht ängstigt, sondern tröstet; das nicht abstößt, sondern anzieht. Vielleicht ist der Trost, der sich aus einem Gespräch ergibt, die wichtigste Kategorie. Das gilt für Situationen der Freude und des Leidens gleichermaßen. Eine körperlich oder seelisch leidvolle Realität wird damit nicht übersprungen oder ruhiggestellt, sondern empfängt den „Trost der ganzen Welt“, der Hoffnung gibt in jedwedem Jammertal (Spee, O Heiland reiß die Himmel auf). Deutlich wird die humane Grundlage des pastoralen Gesprächs, das auf Augenhöhe geführt wird und keiner Hierarchisierung bedarf. Das gilt auch, wenn sich in die Wörter zwischen Menschen das Wort Gottes einmischt, ob als Psalmvers oder als Abschnitt im Bibelgespräch. Auch von der biographischen Bedeutung eines Liedes wird berichtet. In der Tat, mehr als Worte sagt ein Lied, und: wer singt, betet doppelt, weil die Musik ins Innerste der Seele dringt. Kirchenlieder, Volkslieder, neues geistliches Lied bilden ein reiches Repertoire.

Ein wesentlicher Teil des Pastoralplans im Bistum Münster enthält im Teil B, in dem es um die Beurteilung der Situation geht, die biblische Emmaus-Erzählung (Lk 24, 13-35) und ihre Auslegung. Dieser Abschnitt des Evangeliums spielt eine leitende Rolle und verweist zum einen auf den Charakter des Wegs, auf dem die Jünger unterwegs sind, zugleich ein Bild für den Weg des Menschenlebens und eines Bistums. Überdies verweist die Perikope auf den „Dritten“ im Bunde (S. 22), also den mitgehenden Christus und auf das Merkmal, an dem die Jünger ihn erkennen:

Am Brotbrechen gehen ihnen die Augen auf. Damit ist eine Dimension benannt, die in einem Bericht als „sakramentale Atmosphäre“ auftaucht und auf die Bedeutung der Sakramente hinweist, die in den Praxisberichten meist unter den Stichworten der Krankenkommunion oder – seltener – der Messe genannt wird. Ehrenamtliche Dienste haben aber auch den Verweischarakter auf andere situationsangemessene Sakramente wie Krankensalbung und Sakrament der Versöhnung, bei denen die Zugänge nicht selten verschüttet sind und deshalb neu erschlossen werden müssen.

3. Biographie und Spiritualität

Immer wieder tauchen in den Praxisberichten biographische Elemente auf, sowohl auf Seiten der ehrenamtlichen Seelsorge als auch auf Seiten der pastoralen Adressaten. Bisweilen liegen religiöse Erfahrungen so dicht beieinander, dass es zum wechselseitig stärkenden Austausch kommt. Dahinter steht die Frage nach geistlichen Momenten im Leben und nach einer spirituell gestalteten Biographie. Gibt es geistliche Augenblicke, wo ich so tief in die Liebe Gottes eingetaucht war, dass ich den inneren Trost spürte und auch davon erzählen kann? Haben auch die Adressaten von solchen glücklichen Augenblicken in ihrem Leben berichtet?

Doch über solche Augenblicke der Gnadenerfahrung hinaus gehört die permanente Grunderfahrung eigenen Betens zur Lebenswirklichkeit, ob als Lob, Dank oder Klage, denn sie bildet eine Voraussetzung dafür, mit anderen gemeinsam beten oder sie auf diesem Weg begleiten zu können. Auch die Erfahrung geistlicher Trockenheit gehört dazu, bisweilen sogar die fehlende Lust

an Gott. Daher bedarf es der geistlichen Begleitung, weil der Blick von außen größere Klarheit schaffen kann, und weil es gilt, im eigenen Leben einzuüben, was im ehrenamtlichen Dienst vermittelt werden soll. Seelsorge für andere muss in der eigenen Biographie verankert sein. Der Dienst als Seelsorgerin oder Seelsorger bleibe äußerlich, wenn er nicht von der Sorge um die eigene Seele (Frömmigkeit, Tugend, Weisheit) begleitet wird, die in den Berichten thematisiert wird. Der Pastoraltheologe und Bischof Johann Michael Sailer (1751-1832) erweiterte das damals verengte Seelsorgerverständnis und brachte die Sorge auf folgenden Doppel-Punkt: „Jeder sei sein Selbst-Seelensorger“ und „Jeder sei der anderen Seelsorger“. Eine biographische Verwurzelung der Spiritualität brauchen alle, die haupt- oder ehrenamtlich in der Seelsorge tätig sind, um die biographische Spiritualität der anderen suchen, pflegen und fördern zu können.

Was sind eigentlich Charismen?

Immer wieder blitzt in den Berichten, wie auch im Pastoralplan das Stichwort „Charisma“ auf. Da sollen, so heißt es, die Gaben Einzelner stärker zur Geltung kommen, Charismen entdeckt und gefördert werden, ohne indes zu überfordern. Daher spricht sich der Pastoralplan im Zusammenhang der Förderung des Ehrenamts für eine „Option für das Aufsuchen und Fördern der Charismen aller“ aus (S. 33f). Was sind Charismen? Der Begriff hat zwei unterschiedliche Bedeutungen. Umgangssprachlich bezeichnet er eine Persönlichkeit mit großer Ausstrahlung und Autorität, die nicht verliehen ist. Solche charismatischen Persönlichkeiten gibt es überall. Theologisch jedoch bedeutet Charisma

» Die bunte Vielfalt der Charismen ist so verteilt, dass es eine Fülle davon gibt und dass „jeder seine Gnadengabe von Gott hat, der eine so, der andere so.“ (1 Kor 7,7).

eine „Gnadengabe“, die allen Getauften geschenkt ist. Tafeln solcher Charismen oder Geistesgaben finden sich vor allem in den paulinischen Briefen (1 Kor 12, 1-11; 1 Kor 14, 1-25; Röm 12, 5-8). Die bunte Vielfalt der Charismen ist so verteilt, dass es eine Fülle davon gibt, und dass „jeder seine Gnadengabe von Gott hat, der eine so, der andere so“. (1 Kor 7,7)

Man kann sie in fünf Gruppen sortieren:

- Bezeugende Charismen beziehen sich darauf, den Glauben zu bezeugen und zu verkünden, Glaubenskraft zu geben, prophetisch zu reden, zu lehren.
- Kognitive Charismen sind solche, die Weisheit mitteilen und Erkenntnis vermitteln sowie helfen, die Geister zu unterscheiden.
- Ekstatische Charismen beziehen sich auf Austreibung des Bösen (Exorzismen), Wunder, Zungenrede.
- Diakonische Charismen meinen die besondere Fähigkeit zu heilen, zu dienen, zu trösten und Barmherzigkeit zu üben.
- Leitungs-Charismen schließlich beziehen sich auf die vielfältigen Dienste der Leitung in der Kirche.

Das Konzil betont, dass der Heilige Geist „unter den Gläubigen jeden Standes auch besondere Gnaden austeilt. Durch diese macht er sie geeignet und bereit, für die Erneuerung und den vollen Aufbau der Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen [...]. Solche Gnadengaben, ob sie nun von besonderer Leuchtkraft oder aber schlichter und allgemeiner verbreitet sind, müssen mit Dank und Trost angenommen werden, da sie den Nöten der Kirche besonders angepasst und nützlich sind.“ (Lumen gentium Nr. 12)

Bei einer „Gabenorientierung“, wie der Pastoralplan sie anstrebt, bedarf es einer neuen Aufmerksamkeit für die Gaben, Stärken und Talente der einzelnen Personen, um die vorhandenen humanen und spirituellen Ressourcen ins Spiel zu bringen. Voraussetzung aller Auf-Gaben sind aber die Gaben: Erst kommt der Glaube an Gottes Liebe und Barmherzigkeit, dann die moralische Verpflichtung; erst kommt das Wort Gottes, dann unsere Ant-Wort. Die nordamerikanischen Bischöfe stärken auf der Basis der Charismen das laikale Mitwirken und benutzen dafür das Wort „stewardship“ (Treuhänderschaft). Sie meinen damit eine „stewardship of time, talent, treasure“, also den Einsatz von Zeit, Talent und materiellen Mitteln. An erster Stelle steht die dankbare Annahme der Gaben Gottes (Talente), und daraus folgt der verantwortliche Umgang mit diesen Gaben zum Nutzen anderer in und außerhalb der Kirche. Es gilt also das Wort: „Dient einander als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat.“ (1 Petr 4,10)



Prof. Dr. Michael Sievernich SJ
Universität Mainz
Hochschule Sankt Georgen Frankfurt
sievernich@sankt-georgen.de



„Begrift ihr, was ich an euch getan habe?“ (Joh 13,12)

Pastoraltheologischer Kommentar zu den Praxisberichten

Gründonnerstag in einer Chicagoer Pfarrei: Die Gemeinde feiert Gottesdienst. Während der Kaplan das Evangelium von der Fußwaschung vorträgt, legt der Pfarrer sein Messgewand ab. Danach tritt er vor die Gemeinde und sagt: „Heute tun wir, was Jesus uns aufgetragen hat: ‚Ihr sollt einander die Füße waschen.‘ Hier stehen Stühle und Waschschüsseln. Handtücher liegen bereit. Kommen Sie als Familie, kommen Sie zu zweit, kommen Sie allein. Wir lassen Sie nicht hängen. Waschen wir einander die Füße.“ Langsam kommen Menschen aus den Bänken nach vorn, ziehen die Schuhe aus und waschen einander die Füße.

Das Erstaunlichste an dieser Szenerie war für mich, dass dies mich überhaupt erstaunte. Das Evangelium von der Fußwaschung könnte ich fast auswendig aufsagen. Trotzdem war es für mich irgendwie normal, dass es in vielen Gemeinden nur einer – der Pfarrer – ist, der einer ausgewählten Schar gemeindlicher Honoratioren die Füße wäscht. Der Ritus

an jenem Abend führte mir plastisch eine theologische Erkenntnis vor Augen: Es geht in der Kirche nicht darum, dass einer Jesus nachmacht. Die Kirche lebt vielmehr daraus, dass alle aneinander handeln, wie er es getan hat.

Die Lektüre der Konzepte und Erfahrungsberichte der „seelsorglichen Be-

gleiter“ hat mich auf eine ähnliche Weise erstaunt. Dass Christen ehrenamtlich Seelsorgerinnen und Seelsorger sind, ist eine – sehr begrüßenswerte – Normalisierung der Kirche. Exotisch ist nämlich die Situation, die wir in Deutschland (noch) als Standard betrachten: dass Seelsorgerinnen und Seelsorger hauptberuflich beschäftigte, in Theologie oder

Religionspädagogik diplomierte Frauen und Männer sind – mit Arbeitszeitregelung, Schlüsselgewalt und Zusatzversicherung.

Die Professionalisierung der Seelsorge in Deutschland, die in den vergangenen fünf Jahrzehnten nicht zuletzt durch die Kirchensteuer ermöglicht wurde, hat – bei aller zweifellosen Qualitätssteigerung – eben auch zu einer „Ent-Amateurisierung“ der Seelsorge beigetragen. Einige Aufgaben, die noch vor Jahrzehnten in Familie, Nachbarschaft oder Pfarrei wahrgenommen wurden, wanderten in den Aufgabenbereich der Profis. Freilich kann man hier keine Gleichung aufmachen, nach dem Motto: Was die einen gewonnen haben, haben die anderen verloren. Schließlich ist anspruchsvolles ehrenamtliches Engagement ohne hauptberufliche Kräfte im Hintergrund kaum zu leisten.

Allerdings hat diese Professionalisierung der Seelsorge dazu geführt, dass sich mit der Zeit einige Gewohnheiten eingeschlichen haben, die theologisch merkwürdig sind. Deutlich wird das etwa, wenn von „der Kirche“ die Rede ist. Auch in kirchlichen Dokumenten wird damit oft die Gemeinschaft all jener bezeichnet, die in einem Arbeitsverhältnis mit einem Bistum stehen – und nicht das Volk Gottes, von dem das Zweite Vatikanische Konzil sprach. Dabei wäre es, nebenbei bemerkt, an manchen Stellen durchaus hilfreich, wenn man nicht von der Krise der Kirche, sondern von der Krise ihrer professionellen Struktur spräche. Auch die Mitverantwortung aller Getauften für die Sendung der Kirche, die ein wesentlicher Impuls der Würzburger Synode war, sieht man mancherorts schon dadurch verwirklicht, dass es einen Stellenplan für kirchliche Laienberufe gibt. Mit den Jahren hat sich eine Trennung im Volk Gottes etabliert, die es in der Ekklesiologie gar nicht gibt: die Trennung zwischen Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen. Sie ist besonders in der Seelsorge durchaus wirkmächtig.

Dass diese Grenze durch die „seelsorglichen Begleiter“ überschritten wird, ist ein großer Schritt pastoraler Entwick-

lung. Es wirkt zwar wie ein Relikt jener Grenzziehung, dass die ehrenamtlichen und die teilfreigestellten Frauen und Männer, die nun im Bistum Münster in der Seelsorge arbeiten, „seelsorgliche Begleiter“ und nicht Seelsorger heißen – unabhängig von der Namensgebung zeigen sich in den hier dokumentierten Erfahrungen jedoch Erkenntnisse, die für die Frage, was Seelsorge im Namen der Kirche heute sein kann, äußerst inspirierend sind.

1. Gaben- nicht Aufgabenorientierung

Man muss keinen Hang zur Dramatisierung haben, um angesichts der strukturellen und personellen Situation der Kirche davon zu sprechen, dass sie sich in einem radikalen Wandel befindet. Der nüchterne Blick auf die Zahlen genügt. Wer etwa die Zahlen der Neupriester in Deutschland im Verhältnis zu denen der alljährlich pensionierten Priester betrachtet, kann verstehen, warum in manchen diözesanen Personalabteilungen folgende Faustformel gilt: Die Neugeweihten ersetzen nur diejenigen, die außerplanmäßig aus dem Dienst ausscheiden. Da könnte man durchaus auf die Idee kommen, die Lücken, die der pastorale Fachkräftemangel in die etablierte Struktur reißt, durch Ehrenamtliche zu stopfen. Diese Strategie wird aber nicht über kurzfristige Notlösungen hinauskommen, weil sie Anlass und Grund der Veränderung nicht auseinanderhält. Natürlich bildet die Krise der professionellen pastoralen Struktur den Anlass, über neue Wege nachzudenken. Der Grund für die Veränderung liegt aber tiefer: zum einen in den veränderten Lebensweisen der Menschen von heute und zum anderen in einem im Zweiten Vatikanum neu formatierten kirchlichen Selbstverständnis – vor allem in der dort grundgelegten Orientierung an den Charismen.

Die Charismenorientierung, die in dem hier dokumentierten Projekt verwirklicht wird, ist mehr als ein neues pastoraltheologisches Modewort. Sie steht für einen Paradigmenwechsel: Gabenorientierung ist eine Absage an die Aufgabenorientierung. Eine an den Gaben der Getauften orientierte Kirche weiß, dass sie

nicht wegen ihres Programms besteht, sondern dass sie im Teilen dieser Gaben überhaupt erst Kirche wird. Wo mit der Gabenorientierung ernst gemacht wird, da verändert sich also das Programm: Es wird Lücken im Status quo ent- und bestehen lassen. Und es verändert sich die Rolle der Seelsorgerinnen und Seelsorger: Sie dienen nicht der Aufrechterhaltung der Kirchlichkeit einer Einrichtung und dem Ersatz von Hauptberuflichen. Sie lassen eine neue Art, Kirche zu sein, wachsen.

Gabenorientierung ist keine Form pastoraler Anarchie. Dass auch sie Strukturen braucht, das hat schon Paulus in den von ihm gegründeten Gemeinden ange-mahnt. Die Einbindung der seelsorglichen Begleiter in die Dienstgespräche und die Abgrenzung von Arbeitszeiten und Rollen zeigt, dass dafür ein gangbarer Weg gefunden wurde.

2. Vor Gott, nicht von Gott reden

Faszinierend ist die Behutsamkeit, mit der die „seelsorglichen Begleiter“ von Gott sprechen – in der Vorstellung der eigenen Seelsorgeverständnisse wie in der Reflexion ihrer Erfahrungen. Besonders deutlich wird das in der bemerkenswerten Einschätzung einer Studentin, dass sich in ihren Begegnungen zwar viele „sehr intensive Gespräche über den Glauben und persönliche (Grenz-) Erfahrungen [ergeben haben]. Bis jetzt hat es dabei aber noch keine Situation gegeben, in der ich das Gefühl hatte, dass ein Gebet, ein Segen angemessen sei.“ (vgl. S. 21)

Seelsorge, das wird hier deutlich, ist heute nicht einfach das Aufrechterhalten kirchlicher Formen und Formeln – so wichtig das im Einzelfall auch sein kann. Seelsorge heißt nicht, von Gott zu reden, sondern ihn wirken zu lassen. Seelsorge heißt nicht, Segensgebete zu sprechen, sondern ein Segen zu sein. Seelsorge ist kein Sprechen über das Heil – sie ist selbst heilsame Begegnung. Denn sie geht von dem Geheimnis des Lebens aus, das jeder Mensch in sich trägt.

Die Berichte der „seelsorglichen Begleiter“ zeigen, wie wichtig es ist, Menschen

» Es dürfte gegenwärtig eine der spannendsten Fragen an die hauptberuflichen Seelsorgerinnen und Seelsorger sein, wie es gelingt, nicht nur auszustrahlen, dass man Zeit hat, sondern sie auch tatsächlich zu haben.



Raum zu geben, ihre eigene Biographie zu lesen und die Spuren deuten zu helfen, die darin verborgen sind. Deshalb ist es auch so wichtig, dass sie nicht nur Worte haben, sondern auch schweigen können – und in der Ausbildung lernen, individuelle Rituale zu gestalten. Damit bewegen sich die „seelsorglichen Begleiter“ in der Spur des Hl. Ignatius, für den Seelsorger Zeugen des inneren Wachstumspotenzials von Menschen sind. Mit den Worten einer erfahrenen Kollegin: „Ich bin nicht hier, damit es besser wird. Sondern weil es schwer ist.“

3. Eine Zeit – ein Ort, nicht zeit- und grenzenlos

Es ist nicht nur für die Menschen in den betreffenden Einrichtungen ein Segen, dass es „seelsorgliche Begleiterinnen und Begleiter“ gibt, sondern auch für diejenigen, die diesen Beruf in seinen unterschiedlichen Facetten schon lange ausüben. Flapsig gesagt: Das junge Gemüse tut den alten Hasen gut. Das zeigen die Berichte derer, die im Rahmen der Ausbildung Verantwortung übernommen haben. Sie haben selbst viel von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gelernt. Das zeigen auch die Aussagen der Mentorinnen und Mentoren, die von den ungewohnten Perspektiven und Einschätzungen profitierten.

Weit über diese Kreise hinaus kann das Projekt auch noch in anderen pastoralen Kontexten fruchtbar werden. Denn die „seelsorglichen Begleiter“ schaffen es, bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Praxis und ihrer individuellen Bilder von Seel-

sorge, drei basale Charakteristika guter Seelsorge in Erinnerung zu rufen:

- Seelsorger haben Zeit. Damit verfügen sie in den Einrichtungen – und auch darüber hinaus – über ein wahres Luxusgut. Es dürfte gegenwärtig eine der spannendsten Fragen an die hauptberuflichen Seelsorgerinnen und Seelsorger sein, wie es gelingt, nicht nur auszustrahlen, dass man Zeit hat, sondern sie auch tatsächlich zu haben.
- Seelsorger hören zu. Sie lehren nicht und bekehren nicht. Sie müssen Gott nicht verteidigen und schon gar nicht die Kirche. Das Zuhören ist eine der buchstäblich anspruchsvollsten Haltungen, die es gibt.
- Seelsorger kennen ihre eigenen Grenzen. Nicht wenige Seelsorgerinnen und Seelsorger – vor allem in Pfarreien – kommen sich manchmal vor wie jener Mann, der in ein Taxi steigt und auf die Frage, wohin es gehen soll, antwortet: „Fahren Sie mich irgendwohin. Ich werde überall gebraucht.“ Dass Seelsorge zuerst Selbstsorge ist, wusste schon vor 200 Jahren der Theologe und spätere Regensburger Bischof Johann Michael Sailer. Die „seelsorglichen Begleiter“ widerstehen der Versuchung zur Grenzenlosigkeit und inspirieren damit ihre hauptberuflichen Kolleginnen und Kollegen.

Von den Haltungen, die in den in diesem Heft zusammengestellten Berichten dokumentiert werden, kann ich mir

selbst eine Scheibe abschneiden. Hier realisiert sich eine neue Art, Kirche zu sein: eine Kirche, in der Seelsorge von der Arkandisziplin zum Handeln des Volkes Gottes aneinander und besonders an den Armen und Bedrängten aller Art (vgl. GS 1,1) wird.



Dr. Bernhard Spielberg

Universität Würzburg
Akademischer Rat am
Lehrstuhl für Pastoraltheologie
bernhard_spielberg@yahoo.de



„Weil jemand mich hört“

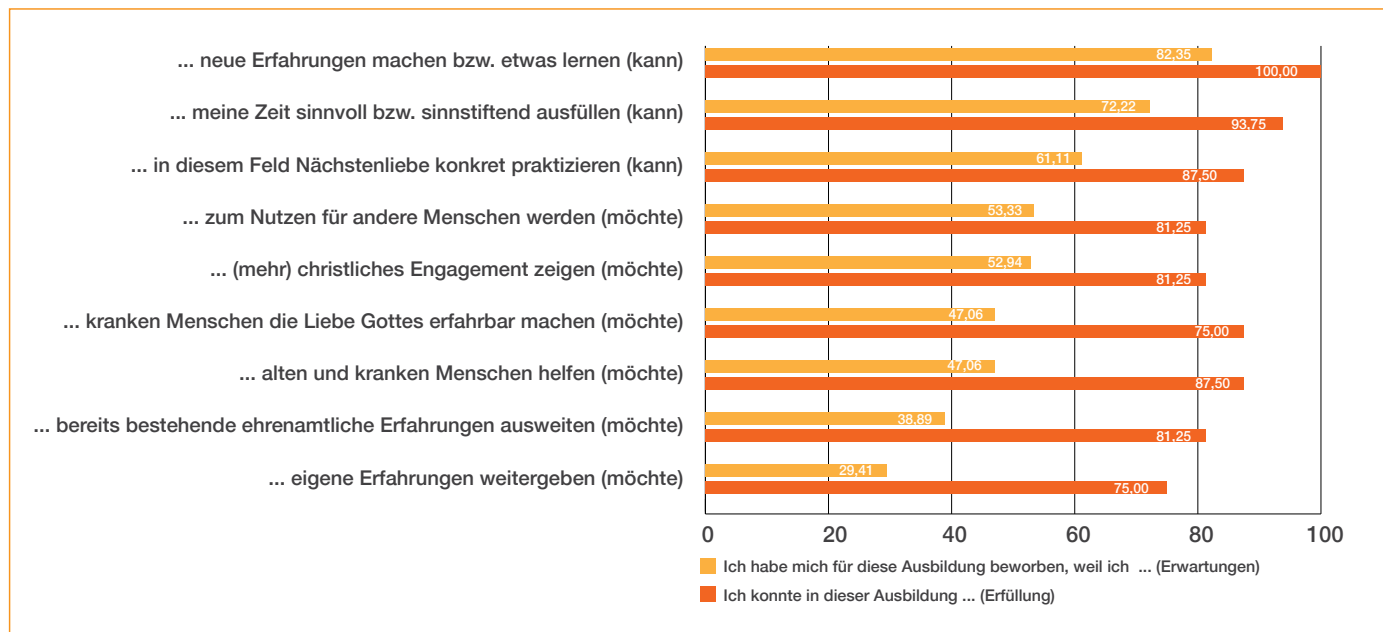
Ehrenamtliche seelsorgliche Begleitung

Im Jahr 2011 haben die Hauptabteilung Seelsorge des Bischöflichen Generalvikariats Münster und die St.-Franziskus-Stiftung Münster ein Projekt zur Ausbildung und Integration ehrenamtlicher seelsorglicher Begleiterinnen und Begleiter in der Krankenseelsorge gestartet. Qualifizierte Interessenten gab es mehr als Kursplätze zur Verfügung standen. Seit dem Ende der Ausbildung in der Mitte des Jahres 2012 sind die ehrenamtlichen Seelsorger in fünf Krankenhäusern im Einsatz.¹

Ogleich dem Ehrenamt in nahezu allen Pastoralplänen deutschsprachiger Diözesen eine hohe Bedeutung zugemessen wird, regen sich vielerorts Bedenken, wenn Ehrenamtliche verantwortungsvolle Aufgaben in der Seelsorge übernehmen. Es stellen sich berechnete Fragen: Mit welcher Fachlichkeit üben Ehrenamtliche ihren Dienst aus? Sind die Hauptberuflichen die Profis und die Ehrenamtlichen die Amateure? Worin liegt

das je Spezifische und das den Ehren- und den Hauptamtlichen Gemeinsame, wenn beide nur um den Preis einer Rollenkonfusion das Gleiche in gleicher Weise tun können? Machen kompetente Ehrenamtliche die Professionalisierung pastoraler Handlungsfelder und am Ende damit auch die Hauptamtlichen überflüssig? Und schließlich: Welche Motivation haben Ehrenamtliche, die in die Seelsorgearbeit im Gesundheits-

wesen einsteigen möchten, und welche Kompetenzen bringen sie dafür mit? Es galt im Rahmen des Projekts, auf diese Fragen Antworten zu finden, beziehungsweise Erfahrungen zu sammeln. Zugleich waren diese Fragen Grundlage einer begleitenden wissenschaftlichen Evaluation, um in der Auswertung dieses Qualifizierungsprojektes auf objektifizierbare Ergebnisse zurückgreifen zu können und damit



Bitte kreuzen Sie an, in welchem Maße Sie folgenden Aussagen zustimmen (Angaben in Prozent)⁵

belastbare Perspektiven für eine Weiterentwicklung zu erhalten. Aus der ausführlichen Darstellung und Diskussion der gestellten Fragen, die inzwischen vorliegt², können an dieser Stelle vier zentrale Fragenkomplexe etwas eingehender verfolgt werden: Warum stellen sich Menschen für die ehrenamtliche Seelsorge im Krankenhaus zur Verfügung? Welches Kompetenzprofil liegt dem Kurs zugrunde, und wie schätzen die Teilnehmer ihre Lernfortschritte ein? Wie ist die Zufriedenheit der Teilnehmer mit dem Gesamtkurs? Welche Bedeutung und Rolle haben Hauptamtliche im Zusammenspiel mit Ehrenamtlichen, oder setzt mit dem Einsatz Ehrenamtlicher eine schleichende Verdrängung der Hauptamtlichen ein? Die ausgeführten Überlegungen beziehen sich schwerpunktmäßig auf die Auswertung des Ausbildungskurses für das Krankenhaus. Wo es hilfreich erscheint, wird Bezug genommen auf die Auswertung vergleichbarer Kurse im Bereich der Altenhilfe und Behindertenarbeit.³

Ein breites Spektrum an starken Motiven

Warum interessieren sich Ehrenamtliche für die Seelsorge im Krankenhaus? Welche Motive leiten sie? Die Teilnehmer⁴ wurden zu Beginn ihrer Ausbildung gefragt, welche Bedeutung einzelne Motive für sie haben. Am Ende der Ausbildung

wurden sie um ihre Einschätzung gebeten, in welchem Maß ihre Motive erfüllt wurden. Im oben stehenden Schaubild sind die Motive der Teilnehmer und ihre Erfüllung entsprechend ihrer Bedeutung gereiht. Die erste Frage (Erwartung) lautete: Ich habe mich für diese Ausbildung entschieden, weil ich (...). Am Ende der Ausbildung (Erfüllung) konnten die Teilnehmer mit Hilfe der gleichen Items angeben, in welchem Maß sie ihre Motive einlösen konnten. Die Frage lautete: Ich konnte in dieser Ausbildung (...). Die Antworten auf beide Fragen sind direkt gegenübergestellt.

Zwei Motive führen das Feld an: An erster Stelle stehen das Interesse, neue Erfahrungen zu machen und etwas lernen zu wollen (82 Prozent). An zweiter Stelle folgt das Motiv, die eigene Zeit sinnvoll und sinnstiftend auszufüllen (72 Prozent). Bereits die Betrachtung dieser beiden wichtigsten Items zeigt eine Kombination einer altruistischen und einer egoistischen Motivlage der Teilnehmer, die für heutiges ehrenamtliches Engagement generell kennzeichnend ist.

Im Mittelfeld folgen fünf Items, in denen die Motivquelle, nämlich der eigene Glaube und seine Zielrichtung, zur Sprache kommen. Diese Motive sind: Nächstenliebe konkret praktizie-

ren (61 Prozent), für andere Menschen zum Nutzen sein (53 Prozent), (mehr) christliches Engagement zeigen (52 Prozent), die Liebe Gottes kranken Menschen erfahrbar machen (47 Prozent) und anderen Menschen helfen wollen (47 Prozent). Gottesliebe und die Liebe zu den Menschen scheinen ineinander zu fließen. Schließlich finden sich im letzten Drittel noch die beiden Motive, bereits bestehendes ehrenamtliches Engagement auszuweiten (38 Prozent) und eigene Erfahrungen weitergeben zu können (29 Prozent).

Offensichtlich bringen die Teilnehmer ein großes Interesse und viel Offenheit mit: eine ideale Grundlage für Lernprozesse. In einem hohen Maß ist der Wunsch vorhanden, anderen Menschen helfen zu wollen und damit die eigene Lebenszeit sinnvoll auszufüllen. Dieser Dienst für andere Menschen speist sich aus dem eigenen Glauben: Die Liebe zu Gott soll in die Sorge für andere münden. Ebenso zeigt sich, dass die Erfahrungen mit schwerer Krankheit und Sterben, entweder im näheren Umfeld oder gar bei sich selbst, ein wichtiger Grund sind, sich für eine seelsorgliche Begleitung zur Verfügung zu stellen. An diesen Befund schließt sich die Frage an, ob die für diesen Dienst motivierenden Grundkräfte eine Entsprechung

gefunden haben, ob also die Motive umgesetzt werden konnten. Träfe dies nicht zu, wären die Teilnehmer mit allergrößter Wahrscheinlichkeit enttäuscht und demotiviert. Insbesondere im Hinblick auf das veränderte Selbstverständnis Ehrenamtlicher, die nicht mehr für eine vorgegebene Aufgabe verpflichtet werden möchten, sondern selbst bestimmen wollen, wo sie sich engagieren. Demnach ist die Erfüllung ihrer Motivlage von hoher Bedeutung.

Wie die Auswertung zeigt, wurde kein Motiv nicht erfüllt. Im Gegenteil: Die Erwartungen sind sogar weit übertroffen worden. Die Krankenhauseelsorge kann sich glücklich schätzen, dass es kompetente Menschen gibt, die motiviert und gerne diesen Dienst am Mitmenschen übernehmen und darin eine Erfüllung finden. Dies lässt den Schluss zu, dass sich die Teilnehmer weiterhin hoch motiviert und mit großem Engagement seelsorglich einsetzen werden.

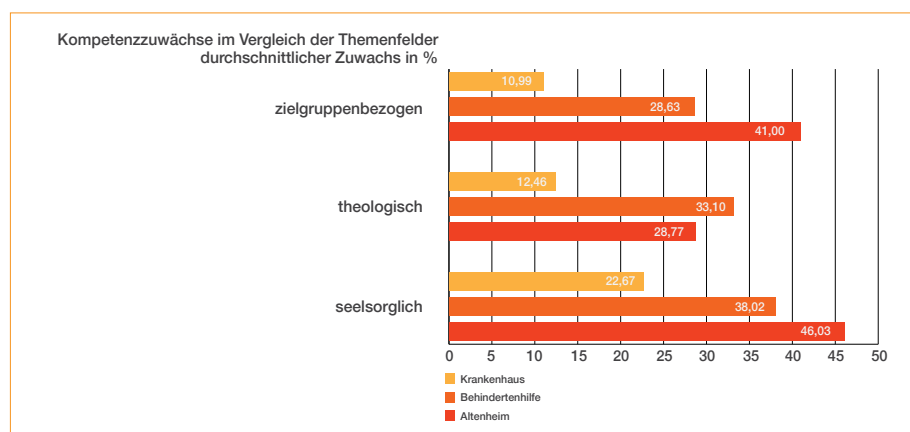
Um diese Selbsteinschätzung der Teilnehmer durch eine Außenperspektive abzusichern, wurden im Laufe des Projektes auch die hauptamtlichen Seelsorger gefragt, wie sie die Motivlage der Teilnehmer einschätzen. Hier ergibt sich der gleiche Befund: Die Hauptamtlichen, die die Auswahlgespräche führten, waren beeindruckt von der durchgängig hohen Motivation der Interessenten. Insgesamt zeigte sich ein breites Spektrum an starken Motiven – ein Schatz, der wahrlich nicht brach liegen sollte.

Kompetenzen und Lernfortschritte

Bereits in den Auswahlgesprächen zeigte sich, dass die Interessenten eine hohe fachliche Kompetenz aus anderen Berufs- und Erfahrungsfeldern einbringen. Zahlreiche Grundkompetenzen konnten also schon vorausgesetzt werden. Unabhängig davon liegt den Ausbildungen für die Handlungsfelder Krankenhaus, Alten- oder Behindertenhilfe ein einheitliches Kompetenzmodell zugrunde, das sich in drei Themenfelder aufschlüsselt: ein theologisches, ein seelsorgliches und ein zielgruppenspezifisches. Das theologische Themenfeld beinhaltet jene Kompetenzen, die einer theologischen

Fundierung der seelsorglichen Tätigkeit dienen. Die seelsorglichen Kompetenzen beziehen sich auf das konkrete seelsorgliche Gespräch und den seelsorglichen Dienst. Schließlich beinhaltet das zielgruppenbezogene Themenfeld jene Fragestellungen, die entsprechend des jeweiligen Kurses einen unmittelbaren Bezug zu den drei Handlungsfeldern Krankenhaus, Alten- oder Behindertenhilfe haben.

Um zu erkunden, wie die Teilnehmer ihren Kompetenzzuwachs durch die Ausbildung einschätzen, sollten diese die Ausprägung ihrer Kompetenz vor und nach dem Kurs auf einer zehnstufigen



Skala einschätzen. Die Differenz zwischen der Einschätzung vor und nach dem Kurs ergibt den Lernfortschritt. Das oben stehende Schaubild vergleicht den Kompetenzzuwachs der drei Ausbildungskurse im Hinblick auf die drei genannten Kompetenzbereiche.⁶

Ersichtlich ist, dass der Kompetenzzuwachs bei den Teilnehmern des Kurses für die Krankenhauseelsorge am geringsten ausfällt (im Durchschnitt 15,37 Prozent). Setzt man diese Erkenntnis allerdings in Bezug zu den Grundkompetenzen, welche die Teilnehmer dieser Kursgruppe bereits in die Ausbildung mitgebracht haben, ist dieses Ergebnis nicht verwunderlich. Bei den Teilnehmern in den beiden anderen Ausbildungskursen wird der Kompetenzzuwachs wesentlich höher eingeschätzt: In der Altenhilfe sind es durchschnittlich 38,25 Prozent und in der Behindertenhilfe im Durchschnitt 38,6 Prozent.

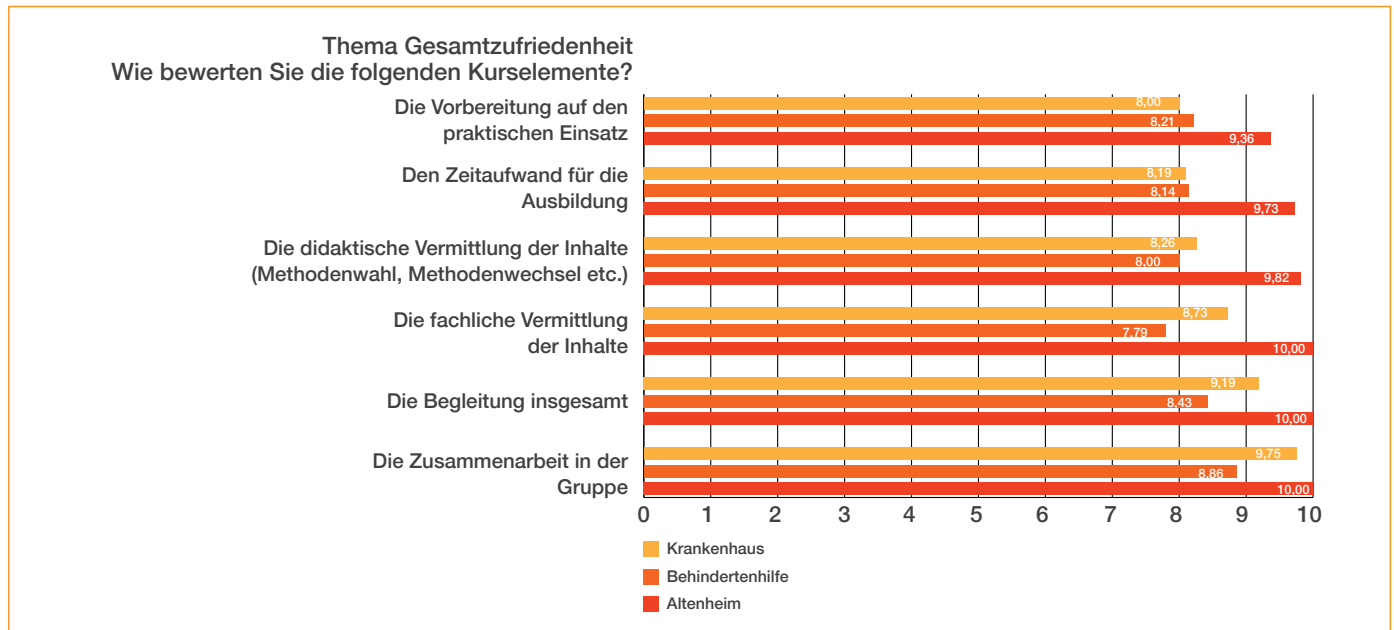
Insgesamt betrachtet lernen die Teilnehmer während ihrer Ausbildungsphase viel dazu.

Der Vergleich der Kompetenzzuwächse über alle drei Bereiche (Krankenhaus, Alten- und Behindertenhilfe) hinweg verdeutlicht, dass im seelsorglichen Kompetenzfeld die Teilnehmer durchschnittlich am meisten gelernt haben. Es folgen der zielgruppenspezifische Bereich mit durchschnittlich 26,87 Prozent und der theologische mit 24,77 Prozent. Die Annahme, dass es heute vielen Menschen vor allen Dingen an Glaubenswissen mangelt, trifft für diese Gruppe der Engagierten nicht zu.

Zufriedenheit mit der Ausbildung insgesamt

Neben der Einschätzung des Kompetenzzuwachses durch die Ausbildung haben wir noch die Gesamtzufriedenheit mit dem Kurs abgefragt. Hier haben uns insbesondere sechs Dimensionen interessiert. Wiederum konnten die Teilnehmer ihre Bewertung auf einer zehnstufigen Skala abgeben. Der Zahlenwert 1 steht für mangelhaft, der Wert 10 für sehr gut. (Vgl. Schaubild auf Seite 44)

Auf den ersten Blick fällt die hohe Gesamtzufriedenheit der Teilnehmer mit allen drei Kursen auf. Durchgängig waren die Teilnehmer mit der „Zusammenarbeit in der Gruppe“ am meisten zufrieden. Diese hohe Zustimmung bestätigen viele Aussagen, die die Teilnehmer als Ergänzungen in den Fragebögen ausgeführt haben. Das Lernen in und mit der Gruppe ist einer der wichtigsten Bestandteile des Kurses. An zweiter



Stelle folgt die Zufriedenheit mit der Begleitung. Dazu zählen die Kursleitung sowie das stützende Angebot der Mentoren, der Supervisoren und der Kursgruppe selbst. Die folgenden Bereiche unterscheiden sich kaum noch in ihrer absoluten Bewertung, lediglich im Vergleich der unterschiedlichen Bereiche Krankenhaus, Alten- und Behindertenhilfe. Die auffallend hohe Zufriedenheit der Teilnehmer des Kurses für Altenheime mag damit zusammenhängen, dass diese auch ihren Lernfortschritt am höchsten bewertet haben. Die hohe Gesamtzufriedenheit mit allen drei Kursen zeigt, dass die Grundkonzeption der Ausbildung stimmig ist und die Durchführungsmodalitäten angemessen sind.

Wider eine wechselseitige Abwertung

Ehrenamtlichkeit und Hauptamt sind aufeinander verwiesen. Das eine kann ohne das andere nicht gelingen. Regelmäßig wird von Hauptamtlichen die Sorge geäußert, dass der Einsatz von Ehrenamtlichen, wenn diese wirklich verantwortungsvolle Dienste übernehmen, für die Kürzung hauptamtlicher Stellen instrumentalisiert werden könnte. Die Ehrenamtlichen würden dann nach und nach nicht als zusätzliche Kräfte eingesetzt, sondern früher oder später die Hauptamtlichen ersetzen.

Hier wird rasch deutlich, wie sehr dieses Thema emotional besetzt ist. Weil es um

konkrete Ängste und Sorgen Einzelner oder gar einer Berufsgruppe geht, ist dies nur allzu gut verständlich. Emotional geführte Diskussionen unterliegen allerdings der Gefahr, sich zu ideologischen Grundsatzdebatten zu entwickeln, in denen es nur noch Schwarz oder Weiß gibt, obwohl das Leben doch bunt ist. Solch unsinnige Zuspitzungen bleiben der Diskussion um eine ehrenamtliche Seelsorge im Gesundheitswesen hoffentlich weitgehend erspart. Denn weder eine Idealisierung oder eine Abwertung des Ehrenamts auf der einen Seite noch eine widersinnige Polarisierung zwischen Noch-Gebrauchtwerten und Einstieg in eine Entsorgung Hauptamtlicher durch Ehrenamtliche hilft den bedürftigen Menschen in den Krankenhäusern, Alten- und Behinderteneinrichtungen. Sie brauchen nur eines: Haupt- und Ehrenamtliche, die sich gemeinsam um sie kümmern.

Es ist eine Besonderheit und eine Stärke der Kirche, dass in ihr unterschiedliche Ämter und Dienste, Kleriker und Laien sowie Haupt- und Ehrenamtliche zusammenwirken. Bei diesem Zusammenspiel können nicht alle das Gleiche tun, aber alle wirken mit an einem gemeinsamen Auftrag; nicht in Abgrenzung zueinander, sondern in einer gegenseitigen Verwiesenheit und Wertschätzung. Professionelle haben eine andere Aufgabe und eine andere

Rolle als Ehrenamtliche. Aufgrund ihrer beruflichen Ausbildung und ihrer Bezahlung tragen die Hauptamtlichen die seelsorgliche Gesamtverantwortung. Ihre professionelle Rolle beinhaltet eine angemessene Förderung und Begleitung des Ehrenamts. Zugespißt formuliert: Für das professionelle Selbstverständnis in einem kirchlichen Dienst ist es konstitutiv, freiwilliges, ehrenamtliches, christlich motiviertes Engagement zu ermöglichen.

Die schleichende Verdrängung

Die schleichende Verdrängung Hauptamtlicher war zu keiner Zeit eine (Teil-) Zielsetzung der hier vorgestellten Ausbildungsgänge. Die Aussage eines hauptamtlichen Krankenhauseseelers, der an diesem Projekt mitgewirkt hat und inzwischen mit Ehrenamtlichen arbeitet, mag dies verdeutlichen: „Die Ehrenamtlichen könnten ihre Aufgabe nicht wahrnehmen, wenn ich nicht wäre.“⁷ Nach unseren Projekterfahrungen profitiert die Seelsorge insgesamt von den Ehrenamtlichen. Dazu zählen: Eine vielleicht etwas eingeschliffene Praxis wird aus einer anderen Perspektive hinterfragt, die Arbeit in einem Team ergibt neue Aspekte, und die Suche nach dem individuellen Seelsorgeverständnis der Ehrenamtlichen richtet den Blick auf das eigene Selbstverständnis. „Ich lerne ganz viel daraus und bin sehr froh, dass sie (die Ehrenamtlichen) da sind.“

Auch wird die Bedeutung der Seelsorge durch den Zuwachs an Personen, die in der Seelsorge tätig sein können, aufgewertet. Seelsorge ist präsenter, es können mehr Patienten besucht und sie können intensiver begleitet werden. Durch die Ehrenamtlichen gibt es „mehr seelsorgliche Ohren auf den Stationen“.

Ein klarer Auftrag

Ehrenamtliche, die sich in Krankenhäusern, Alten- und Behinderteneinrichtungen engagieren, brauchen neben einer kompetenten, hauptamtlichen Begleitung einen klaren und ausgesprochenen Auftrag, also eine Beauftragung. Diese ist für alle Beteiligten wichtig; für die Ehrenamtlichen, weil sie dadurch in einer geschützten und definierten Rollen- und Aufgabenzuweisung ihren Dienst tun können; für die Patienten, die wissen, wer ihnen mit welchem Auftrag gegenübersteht; für die Krankenhausmit-

arbeiter, die den ehrenamtlichen Dienst in ihren Arbeitsalltag integrieren und mit den Ehrenamtlichen zusammenarbeiten können; und nicht zuletzt für die Hauptamtlichen, die mit den ehrenamtlichen Seelsorgern eine personelle Erweiterung ihrer seelsorglichen Aufgabe bekommen.

Es ist klug, den gegenwärtigen Kairos zu nutzen: Es gibt Menschen, die bereit sind, für diese Aufgaben ihre Zeit und ihre Talente einzubringen; es gibt hauptamtliche Seelsorger, die sich auf diesen Weg einlassen und die Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen partnerschaftlich gestalten; es gibt entweder schon diözesane Infrastrukturen oder diese können mit wenig Mühe aufgebaut werden, um Ehrenamtliche auszubilden und zu begleiten; und allen Gründen voran warten bedürftige Menschen im Gesundheitswesen darauf, dass jemand ihre Not hört.

1 Diese sind das St.-Franziskus-Hospital in Münster, das Elisabeth-Krankenhaus in Recklinghausen, das St.-Marien-Hospital in Lüdinghausen, die St.-Barbara-Klinik in Hamm und das St.-Josef-Stift in Sendenhorst.

2 Wer sich eingehender mit diesem Fragen beschäftigen möchte, sei auf die Publikation der Untersuchung verwiesen: Vgl. Kasten

3 Für diese Kurse liegen ebenso Auswertungen vor.

4 Der Einfachheit halber wird hier die männliche Sprachform verwendet. Gemeint sind dabei selbstverständlich beide Geschlechter.

5 Die Items konnten in fünf Kategorien beantwortet werden: ‚trifft genau zu‘, ‚trifft eher zu‘, ‚trifft auch zu‘, ‚trifft weniger zu‘ und ‚trifft nicht zu‘. Für die Angaben in Prozent wurden die beiden Antwortmöglichkeiten ‚trifft genau zu‘ und ‚trifft eher zu‘ zusammengefasst. Der Bezugswert zur Prozentangabe ist jeweils die Anzahl der Personen, die diese Frage beantwortet haben.

6 Vgl. Anmerkung 5

7 Diese Erfahrungen stammen aus einem Abschlussgespräch mit den hauptamtlichen Seelsorgern.



Über die Wichtigkeit der Seelsorge in den katholischen Einrichtungen des Gesundheitswesens besteht Einigkeit innerhalb der deutschsprachigen Diözesen, beim Einsatz von Ehrenamtlichen in der Seelsorge erheben sich dagegen kritische Stimmen. Diese Bedenken greift der Autor in seiner Untersuchung eines Ausbildungsprojektes für ehrenamtliche seelsorgliche Begleiterinnen und Begleiter in der Krankenhauseelsorge auf: Mit welcher Fachlichkeit üben Ehrenamt-

liche ihren Dienst aus? Worin liegt das je Spezifische und das den Ehren- und den Hauptamtlichen Gemeinsame? Machen kompetente Ehrenamtliche die Professionalisierung pastoraler Handlungsfelder und am Ende damit auch die Hauptamtlichen überflüssig? Welche Motivation haben Ehrenamtliche, die in die Seelsorgearbeit im Krankenhaus einsteigen möchten, und welche Kompetenzen bringen sie dafür mit? Welche Art der Ausbildung vermittelt den nötigen Kompetenzzuwachs, und unter welchen Rahmenbedingungen kann ehrenamtliche Seelsorge gelingen?

Michael Fischer, Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge, Randnotiz oder Zukunftsmodell? Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau, 2014

ISBN: 978-3-7841-2585-5; ISBN ebook: 978-3-7841-2592-3; 18,90 Euro



Prof. Dr. Michael Fischer
Franziskus-Stiftung Münster
Referat Leitbildkoordination/
Qualitätsmanagement
fischer@st-franziskus-stiftung.de

Medien

Die Mediothek empfiehlt eine Auswahl aktueller Medien, die bei der Annäherung an die Thematik Hilfestellung geben können. Das gesamte DVD- und Kleinmedienangebot der Mediothek steht im Internet unter www.bistum-muenster.de/mediothek zur Verfügung. Gerne beraten die Mitarbeiter bei der Zusammenstellung geeigneter Medien für Ihren Adressatenkreis.

Kafarnaum

24 Minuten, Jasco Viefhues, Deutschland 2011

DVD-0518

Der Kurzspielfilm zeigt die Situation der 28-jährigen Caro, die ihre krebskranke Mutter aufopfernd pflegt bis in den Tod. Die Betreuung der Mutter und ihr Job als Arzthelferin nehmen Caros Denken und ihre ganze Zeit in Anspruch. Nur selten gelingt es ihr für kurze Momente, dem Alltag zu entfliehen. Der Film erzählt von der innigen Mutter-Tochter-Beziehung, ist trotz einer hohen Emotionalität aber nie kitschig überladen oder reißerisch. In seinen Beobachtungen von ritualisierten Handlungen (Sakrament der Krankensalbung und Bußsakrament) wirkt er eher fast dokumentarisch. Ohne viele Worte zeigt der Film ein Beispiel für viele Menschen in der heutigen Gesellschaft. – Mit Arbeitsmaterial im CD-ROM-Teil.

Themen: Caritas/Diakonie, Krankensalbung, Leid, Sakramente. Ab 14 Jahre.

Tage mit Goldrand – Besuche bei einer alten Dame

45 Minuten, Martin Buchholz, Deutschland 2012

DVD-0562

Der Film dokumentiert in sehr einfühlsamer und unterhaltender Art und Weise die freundschaftlichen Gespräche und Begegnungen des Dokumentarfilmers Martin Buchholz mit der pensionierten Sekretärin Edith Libbert, die in einem Seniorenpflegezentrum in Wuppertal-Elberfeld ihren späten Lebensabend verbringt. Zweiundzwanzig Mal hat Martin Buchholz sie mit der Kamera besucht: Mehr als ein Jahrhundert Leben, von der ersten Liebe bis zum letzten Abschied – über all das plaudert Frau Libbert so unbefangen mit dem Reporter, als habe sie die laufende Kamera längst vergessen. Wenige Wochen nach ihrem 102. Geburtstag stirbt die alte Dame und Familie, und Freunde nehmen in einer bewegenden Feier Abschied von ihr. – In dem Zusatzfilm „Abschied von Frau Libbert“ (28 Minuten) wird in außergewöhnlich persönlicher und inniger Form deutlich, wie auch der Umgang mit dem Sterben eine Liebeserklärung an das Leben sein kann. – Mit Informationen zu den Filmen und weiteren Zusatzmaterialien auf der DVD-ROM-Ebene.

Themen: Alter, Generationen, Leben, Sinn des Lebens, Tod, Trauer. Ab 16 Jahre.

Vergiss mein nicht

88 Minuten, David Sieveking, Deutschland 2012

DVD-0588

Dokumentarfilmer David Sieveking nimmt die Zuschauer mit auf eine ungemein persönliche Reise seiner Familie. Seine Mutter Gretel leidet an schwerer Demenz. Um seinen Vater, der sich seit Jahren um seine Frau kümmert, etwas zu entlasten, übernimmt David für einige Wochen die Pflege seiner Mutter. Mit dem Einverständnis der Familie dokumentiert er diese Zeit, in der er Sohn, Betreuer und Dokumentarfilmer in einer Person ist. Durch die offene und ehrliche Art seiner Mutter lernt David sie noch einmal ganz neu und von einer anderen Seite kennen. Aus der Krankheit entsteht ein Neuanfang, und aus David Sievekings biographischem Filmprojekt wird eine Liebeserklärung an das Leben und die Familie – eine Reise in die Vergangenheit seiner Eltern, dem Schlüssel seiner eigenen Geschichte. – Mit einzeln anwählbaren Kapiteln und Arbeitsmaterial auf der DVD-ROM-Ebene.

Themen: Alter, Familie, Generationen, Gesundheit. Ab 14 Jahre.

Planet Hoffnung – Einblicke in die Welt krebskranker Jugendlicher

45 Minuten, Stephan Laur, Deutschland 2011

DVD-0564

Die jungen Patienten einer Kinderkrebsstation fühlen sich wie auf einem fremden Planeten: Umgeben von medizinischen Apparaten und isoliert von ihrer Umwelt, sind sie täglich mit den Themen Krankheit und Tod, die im Alltag der meisten Jugendlichen keine Rolle spielen, konfrontiert. Anlässlich eines Musik- und Schauspielworkshops berichten akut erkrankte und vom Krebs geheilte Jugendliche von dem Alltag auf der Krebsstation, den Reaktionen der Mitmenschen und ihrem Umgang mit der Krankheit. Eindringlich erzählen sie, wie der Krebs ihre Sicht auf das Leben verändert hat und wie sie angetrieben werden von der Hoffnung auf Heilung. – Krank zu sein ist ein Tabuthema in unserer schnelllebigen Welt. Eine bewusste Auseinandersetzung mit Krankheit und Tod ist jedoch unerlässlich für ein intaktes menschliches Miteinander. Dieser Film leistet dazu einen wichtigen Beitrag.

Themen: Gesundheit, Grunderfahrungen, Hoffnung, Leid, Sinn des Lebens, Tod, Trauer. Ab 14 Jahre.

Julia Tüshaus

Bischöfliches Generalvikariat Münster

Leiterin der Mediothek

mediothek@bistum-muenster.de

Internet

Konzepte und Praxiserfahrungen zur Kooperativen Seelsorglichen Begleitung gibt es nicht nur im Bistum Münster, sondern zum Teil schon seit vielen Jahren in anderen Bistümern.

München

www.klinikseelsorge-lmu.de

⇒ Großhadern oder Innenstadt ⇒ Kontakt ⇒ ehrenamtlich

Im Münchener Klinikum Großhadern gibt es seit mehr als 30 Jahren Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge.

www.krankenhauseelsorge-muenchen.de/krankenpastoral/ehrenamtliche

Informationen zu Aufgaben, Ausbildung, Beauftragung und Begleitung sowie Downloads des diözesanen Konzeptes für die Beteiligung ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der katholischen Krankenhauseelsorge.

Nürnberg

www.klinikum-nuernberg.de

⇒ Patienten+Besucher ⇒ Beratung und Hilfe ⇒ Seelsorge ⇒ Ökumenische Seelsorge...⇒ Ehrenamtliche...

Im Klinikum Nord u. Süd in Nürnberg gibt es einen ökumenischen Ausbildungskurs für Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge.

Köln

caritas.erzbistum-koeln.de/dicv-koeln/ueber_uns/caritas-pastoral

Rahmenkonzept „Begleiterin/Begleiter in der Seelsorge“ im Erzbistum Köln in der Altenhilfe, in der Behindertenhilfe, im Hospiz - Qualifizierung von beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in caritativen Einrichtungen.

www2.erzbistum-koeln.de/seelsorge/krankenhaus/altenheimseelsorge/Begleiter.html

www.behindertenseelsorge.de

Information über Seelsorgliche Begleiterinnen und Begleiter in Altenheimen und in Einrichtungen der Behindertenhilfe.

Paderborn

www.caritas-paderborn.de/85799.html

Auch im Erzbistum Paderborn gibt es eine Weiterbildung zur Seelsorglichen Begleitung in caritativen Einrichtungen.

Freiburg

www.seniorenweb-freiburg.de/html/veranst/fortbildungsveranstaltungen_und_termine.html

Das Seniorenreferat im Erzbischöflichen Seelsorgeamt Freiburg bietet Kurse zur Seelsorglichen Begleitung für Ehrenamtliche in Altenpflegeheimen an.

www.ipb-freiburg.de

⇒ Ehrenamtliche/r ⇒ Grundsätzliches

Das Institut für pastorale Bildung der Erzdiözese Freiburg bietet Kurse zur seelsorglichen Begleitung für Ehrenamtliche an.

Innsbruck

klinikseelsorge.tilak.at

Auch in der Uni-Klinik in Innsbruck sind seit vielen Jahren Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge tätig.

www.tilak.at/page.cfm?vpath=news&genericpageid=4789

Bericht über das zwanzigjährige Jubiläum des Einsatzes Ehrenamtlicher in der Krankenhauseelsorge in Innsbruck

Informationen über die verschiedenen Ausbildungsmodelle zur Seelsorglichen Begleitung im Bistum Münster:

www.bistum-muenster.de/seelsorgliche-begleitung

Die nächste Ausgabe von
Unsere Seelsorge
erscheint im Juni 2014

Themenschwerpunkt
Ehe- und Familienpastoral

**WETT-
BEWERB**

WAS MACHT UNSERE WELT BESSER?

EINSENDESCHLUSS: 16. JUNI 2014



750 JAHRE SANKT-PAULUS-DOM
Willkommen im Paradies
MÜNSTER · 1264 – 2014



IDEEN,
VORSCHLÄGE
UND KONZEPTE
GESUCHT

Gestaltung: Claudia Gerken - Foto: iStockphoto

WWW.DOMJUBILAEUM.DE